



Geschichten zur
Oberdiessbacher Geschichte
Beiträge im Alpenhorn-Kalender 1998 bis 2011

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	3
Das Baumann-Haus in Oberdiessbach	4-8
Kulturarchiv und Ort der Begegnung (Ausgabe 1998)	
Der Pfarrer, der Kessler und der Amtsnotar	9-13
Dokumente in der Spitze des Kirchturms von Oberdiessbach (Ausgabe 1999)	
Staatsbesuch im Dorf	14-16
Der französische Staatspräsident Armand Fallières im Löwen in Oberdiessbach (1910) (Ausgabe 2000)	
Sponsoren	16
Streit um ein Schulhaus	17-22
Aus siebenzig Jahren Schulgeschichte (1842-1911) (Ausgabe 2002)	
Das Neue Schloss Oberdiessbach	23-36
Ein herausragendes Schweizer Baudenkmal im Emmental (Ausgabe 2004)	
Spelterini landet in Oberdiessbach	37-39
Besuch «von oben» am 30. Juni 1892 (Ausgabe 2005)	
Höhenkurort Falkenfluh	40-48
Aus der Geschichte des beliebten Ausflugsziels (Ausgabe 2006)	
Die goldene Kette	49-52
Eine Sage und ihre Hintergründe (Ausgabe 2007)	
Ein Mann seines Jahrhunderts	53-58
Aus dem Leben von Johann Jakob Vogt (Ausgabe 2008)	
Der Spechtenlochpfarrer	59-62
Eine heimische Sage und ihr Umfeld (Ausgabe 2009)	
80 Milliarden für einen Brief	63-68
Wie ein Musiker aus Oberdiessbach und ein Markensammler in Wichtrach die Inflation erlebten (Ausgabe 2010)	
Ein Dorf macht mobil	69-78
Aus den Anfängen des motorisierten Verkehrs in Oberdiessbach (Ausgabe 2010)	
«bey lüwen und dracken zwonen»	79-87
Vom alten Schloss Oberdiessbach und seinem Käfigturm (Ausgabe 2011)	
Gasthof zum Bären in Oberdiessbach	88-99
Aus 175 Jahren Dorfgeschichte (Ausgabe 2013)	

Vorwort

Unser Dorfchronist Peter Vogel hütet in seinem Haus einen reichen Schatz an historischen Dokumenten und an Aufzeichnungen zur Geschichte von Oberdiessbach. Er behält sein Wissen aber nicht für sich. In unzähligen Vorträgen und bei Führungen begeisterte er immer wieder ein zahlreiches Publikum für die Geschichte unseres Dorfes. Dasselbe geschah auch mit seinen Schülern in seiner Zeit als Primarlehrer an der Oberstufe Oberdiessbach



(1975 bis 2002). Zusätzlich verfasste er eine Vielzahl von historischen Berichten für verschiedene Vereine und für besondere Anlässe. Ein Meisterwerk war dann insbesondere das Buch «Oberdiessbach: So haben wir's gesehen – so haben sie's erlebt», das er 2015 zusammen mit Christoph Oesch im Stämpfli Verlag Bern veröffentlicht hat.

Weniger bekannt dürfte sein, dass Peter Vogel immer wieder einzelne Berichte im historischen Jahrbuch «Alpenhorn-Kalender» (Emmentaler Ausgabe, Licorne Verlag Murten) veröffentlicht hat. Diesem Umstand möchte die vorliegende Broschüre begegnen. Sie enthält alle Beiträge mit Oberdiessbacher Bezug, die in dieser Brattig zwischen 1998 und 2011 erschienen sind. Die Inhalte entsprechen dem Wissensstand des Ausgabejahres.

Jürg Zurbrügg (www.farbform.ch) hat die Beiträge sorgfältig eingescannt und die Broschüre gestaltet. Während die Broschüre zum Jubiläumsjahr 2018 «Oberdiessbacher Infowege – Natur und Geschichte wandernd erkunden» die Oberdiessbacher Geschichte verortet und Zusammenhänge aufzeigt, soll mit diesem neusten Werk eine Tiefenschau zu einzelnen Stationen der Dorfgeschichte vermittelt werden – flott formuliert und historisch sauber recherchiert, wie das den Qualitäten des Autors entspricht.

Zum Schluss sei dem Licorne-Verlag gedankt, der zusammen mit dem Autor das Einverständnis zur Wieder-Veröffentlichung der Brattig-Beiträge gegeben hat, aber auch den Sponsoren (siehe Seite 14), die mit ihrer finanziellen Unterstützung das ganze Projekt erst ermöglicht haben. Unser Dank gilt schliesslich auch der Druckerei Jordi (Belp) für die sorgfältige Umsetzung des Druckauftrages.

Oberdiessbach, im September 2019

Hanspeter Schmutz, Projektleiter

Das Baumann-Haus in Oberdiessbach

Kulturarchiv und Ort der Begegnung

Peter Vogel

Die 1993 verstorbene Mathilde Baumann vermachte ihr Haus mitsamt dem dazugehörigen Schürli, den Land- und Waldparzellen, der Gemeinde. Mit dem Vermächtnis sind Auflagen betreffend Erhaltung und Zugänglichkeit verbunden. Die Gemeindeversammlung hat am 9. Mai 1994 das Legat angenommen.

Hundertjährige Wohnkultur

Der klassizistische Riegstock im Dorfzentrum wurde 1844–1846 an der Stelle eines älteren Bauernhauses gebaut, zu welchem der Sodbrunnen und offenbar auch der grosse gewölbte Keller gehörte. Das Nebengebäude stammt aus dem Jahr 1736.

In den 1893 niedergeschriebenen Erinnerungen von Lehrer Jakob Baumann lesen wir: «Präsident der Schulkommission war (1843) Negt. Chr. Zuber, ehemaliger Lehrer, der den Wohnstock der Frau Jenni erbauen liess und später Posthalter und Gemeinpräsident von Diessbach wurde.» Das Haus blieb immer im Besitz der Verwandtschaft Zuber/Jenni/Baumann. Nie ist daran umgebaut oder Wesentliches verändert worden. Zwar konnten die Wasserversorgung und das elektrische Licht noch Einzug halten, weiter aber kam der Fortschritt nicht voran. Weder moderne sanitäre Einrichtungen noch Elektroherd oder gar Waschmaschinen, weder Telefon noch Radio und Fernsehen konnten Genügsamkeit und Ruhe der Bewohner stören. Die Wohn-, Arbeits- und Schlafzimmer mit ihren originalen Fussböden, Täferwänden, Tritttöfen, Vorfenstern mögen einem Standard von etwa 1905 entsprechen. Und eine Küche, wie sie hier vorhanden ist und bis zuletzt noch gebraucht wurde, liesse sich in einem Museum mit viel Mühe und Kosten nur annä-

hernd herstellen. Von entsprechender Einheitlichkeit sind Mobiliar und Einrichtungsgegenstände, Geschirr, Gerätschaften, Kleider.

Das alles erlaubt keine voreiligen Schlüsse auf die letzten Bewohner; diese waren vielseitig interessiert, aufgeschlossen und ausserordentlich gut im Bild. Tageszeitungen und Zeitschriften wurden mit aller Gründlichkeit gelesen – und aufbewahrt.

Tausende von Schriftstücken

Vorerst nur notdürftig nach Bereichen sortiert, aber noch lange nicht gesichtet, geschweige denn gelesen und abgeschrieben, sind die Papiere. Unzählige liegen in Umschlägen und in Schachteln. Sie sind zum Teil älter als das Haus, so ein Jutesack voll Werkstattnotizen, Materiallisten, Rechnungen.

Nichts von all dem ist als Einzelstück besonders wertvoll, jedenfalls hat man dergleichen anderswo auch schon gesehen, wenn nicht schöner und einzigartiger. Was das Besondere an diesen Papierbergen ausmacht, ist die Geschlossenheit. Durch Generationen hindurch ist jeder noch so unscheinbare Fetzen aufbewahrt worden, Mosaiksteinchen vergleichbar, die in ihrer Gesamtheit ein detailliertes Geschichtsbild ergeben, Einblick in verschiedene Bereiche des Alltags. Da die jeweiligen Bewohner zudem wichtige Ämter in



Oben: Das Baumann-Haus in Oberdiessbach, erbaut 1844 bis 1846.

Rechts: Das «Schürli» aus dem Jahre 1736; Bauweise und Einteilung lassen darauf schliessen, dass hier ein Kleingewerbe ausgeübt wurde.

Gemeinde, Kirche und Schule innehatten, sind auch diesbezügliche Unterlagen vorhanden, ebenso zu Spezialbereichen wie der Dorfbrunnengeschichte oder zu alten Handwerken wie dem des Nagelschmieds. Beachtenswert sind sodann die Schreibutensilien, Bilder, Entwürfe, Schriftproben von Graphiker Erwin Baumann.

Erstes Postbüro

Die bisher fünf Postbüros von Oberdiessbach waren wenige hundert Meter voneinander entfernt an der Hauptstrasse. Die gegenwärtige Poststelle liegt der ersten gegenüber. Als 1846 auf Begehren der Kirchgemeinde zwischen Bern und Oberdiessbach ein Depeschendienst eröffnet wurde, konnte Krämer Christian Zuber die Poststelle übernehmen. Die Ablagefächlein im Büroraum hinter dem Laden sind noch vorhanden; das übrige Mobiliar gehört zur Hauptsache



nicht mehr zur ursprünglichen Einrichtung. Der Telegraph 1870 und das erste Telefon 1893 fallen bereits in die Amtszeit der Nachfolger von Zuber und Jenni.

Hauptmann Jenni

Christian Zuber starb 1860. Nach ihm übernahm Johannes Jenni den Laden und noch für zwei Jahre die Poststelle. Vorhandene Vogtsrechnungen weisen Jenni als Vormund der Söhne Albert und Emil Zuber aus.

Johannes Jenni, geboren 1826, treffen wir 1851 als Bäcker und Waisenvogt in Heimenschwand, 1861



Vorstand Johann Baumann.

«Commis» oder «Gehülfe» an den Bahnstationen von Sonceboz, St-Imier, Tavannes, Zäziwil, Signau, Courtelary, Delsberg.

Johann Baumann war in Oberdiessbach der erste Stationsvorstand der 1899 eröffneten Burgdorf-Thun-Bahn B.T.B. und blieb es bis 1929. Obschon die Familie nach wie vor den Tuchladen führte, sprach man damals noch nicht von «Lädeli-Buumme», sondern von «Vorstand-Buumme».

Zur regionalen Bahngeschichte, die im Ortsmuseum Konolfingen bereits gut belegt ist, findet sich im Nachlass Baumann weiteres wertvolles Material. Briefumschläge tragen den Aufdruck der Vorstufen zur EBT: «Gründungsgesellschaft Hasle-Konolfingen-Thun», Burgdorf-Thun-Bahn, Emmentalbahn. Papiere, die man wegschafft, wenn ihre Gültigkeit abgelaufen ist, blieben hier erhalten. Im Baumann-Haus kamen frühe Fahrpläne, Frachtbriefe, Ausweise, Billette, Rapporte zum Vorschein. Auch der Bericht über das Eisenbahnunglück von 1908, welchen der Vorstand abgeben musste, ist im Entwurf vorhanden. Sohn Huldreich wusste anschaulich über den glimpflich verlaufenen Zwischenfall zu berichten.

Familie Baumann-Zuber

Damit nähern wir uns der Gegenwart. Viele Leute, nicht nur aus Oberdiessbach, erinnern sich noch an die Familie oder jedenfalls an einzelne Personen. Ihnen diene folgende Übersicht:

Johann Baumann

1870–1930, Stationsvorstand

Rosa Baumann-Zuber

1876–1958, Krämerin

Kinder:

Hans (Johann)

1901–1928, Ingenieur

Huldreich

1903–1973, Kaufmann
(BAMG, Konolfingen)

Erwin

1907–1983, Lithograph, Genealoge

Mathilde

1911–1993, Krämerin

kam er nach Diessbach. Er schlug eine militärische Laufbahn ein, wurde 1858 zum Hauptmann und 1873 zum Major befördert. Die Offiziersbrevets vom 2. Unterlieutenant bis zum Bataillonskommandanten sind alle noch vorhanden. Seine Tätigkeit als Offizier brachte häufige und längerdauernde Abwesenheiten mit sich. Frau Rosina hielt ihn schriftlich über Geschäft und Familie auf dem laufenden, er teilte ihr seinerseits das Nötige mit. An die 200 Briefe in haarfeiner Kurrentschrift auf dünnem, fast durchscheinendem Papier warten auf den indiskreten Pensionierten, der die teilweise verblassten Botschaften entziffern will.

Jennis erste Frau hiess Anna Wermut und war eine geborene Baumann, die zweite eine Segessenmann. Von da her rühren die zahlreichen Papiere, die sich auf diese Familie beziehen. Nach Jennis Tod 1874 führte seine Witwe den Laden noch viele Jahre weiter, bis er dann 1905 von ihrer Nichte Rosa Baumann-Zuber übernommen wurde.

Bahngeschichte

Auch der Werdegang von Johann Baumann lässt sich gut verfolgen. Dieser Müllerssohn aus einer alten Diessbacher Familie war von 1889 bis 1897



Frau Rosa Baumann-Zuber mit ihrer Kindern Hans, Mathilde, Huldreich und Erwin.

Vater Baumann war Gemeinderat und Mitglied mehrerer Kommissionen in Oberdiessbach. Mit der Bezeichnung «Krämerin» sodann ist der Tätigkeitsbereich der beiden Frauen bei weitem nicht erfasst. Sie hatten einen arbeitsreichen Haushalt und die Angehörigen zu betreuen, Bruder Huldreich seinerseits besorgte die Buchhaltung.

Lädeli

So oder ähnlich, wie sich Mathildes Laden zuletzt präsentierte, haben ursprünglich alle Läden im Dorf ausgesehen. Anderswo wurde modernisiert, bei Baumanns nicht. Während Kunden in alter Treue das Lädeli aufsuchten, schritt die Zeit daran vorbei. Aber nicht nur das Äussere und die Einrichtung blieben die alten, auch die Dienstleistungen, und die Stammkunden wussten das. Besonders eben die Kundinnen. So wie manch eine am Langnau- oder Signau-Märit «ihren» Stand kennt und regelmässig für etwas Bestimmtes auf-

sucht, so wussten die Frauen vom Kurzenberg, wo es in Oberdiessbach Hemmlistoff am Meter zu kaufen gab und viel anderes. Was man in Thun oder Bern vielleicht umsonst gesucht hätte, bei Mathilde Baumann war's zu haben. Gerne stellen wir bei dieser Gelegenheit fest, dass solche Kundennähe in Oberdiessbach fortbesteht, in kleineren und grösseren Geschäften. Bei Baumanns nur war alles auf wenigen Quadratmetern beisammen: Tuchwaren, Lebensmittel, Kaffee, Zigarren, Täfeli, Waschpulver... Und genügend Zeit musste man einplanen für den obligaten Schwatz. In den letzten Jahren gewann das Geschäft noch eine bisher ungewohnte Bedeutung. Die anrollende Nostalgiewelle spülte neues Publikum in den Laden, Damen und Herren, welche Mathilde nicht kannte. Mehr oder weniger verhohlen wurde auf Einrichtungsgegenstände geschielt und nach einer allfälligen Liquidation gefragt. Eines Morgens fehlte das Reklame-Emailschild vor dem Eingang. «Sammler» hatten es abmontiert. Solches musste die gute Mathilde betrüben. Dennoch wollte sie ihrer Kundschaft, alten und neuen Freunden die Treue halten wie diese ihr. So



TELEGRAMME:
ZÜRCHERCO LANGNAU BERN
TELEPHON N° 33
POSTCHECK-KONTO
N° III - 7 (BERN)

TUCHFABRIK ZÜRCHER & CO LANGNAU (BERN)
GEGRÜNDET 1869

LANGNAU, DEN 22. Febr. 1926

FACTURA für Frau R. Baumann - Zuber

Oberdiessbach.

Senden Ihnen laut Auftrag durch Herrn Schenk
heute per Bahn franco 1 Blt. Z 4744.

lange, wie es ihr möglich war, und unterstützt von guten Nachbarsleuten, hielt sie durch. Die Schliessung des Ladens im Frühling 1992 bedeutete einen Verlust für die Region.

Noch liegt Ware auf den Gestellen, noch ist das meiste Zubehör intakt. Unnötig zu sagen, dass auch hier Rechnungswesen, Korrespondenz, Buchhaltung bis in die Anfänge zurückreichen. Bereits der Erbauer des Hauses, Christian Zuber, wird ja als Negotiant angeführt.

Neues Leben

Das alles ist der Gemeinde zugefallen. Ein solches Geschenk bedeutet auch eine Verpflichtung. Nicht einfach zu entscheiden ist die Frage, wie das Haus und das Schürli genutzt werden sollen. Eine vom Gemeinderat eingesetzte Kommission sucht nach tauglichen Lösungen. Es gilt, die an das Legat geknüpften Bedingungen zu erfüllen, und zwar nicht nur der Form, sondern auch dem Sinne nach. Das Haus ist nach Ansicht von Fachleuten in einem guten Zustand. Grössere Eingriffe drängen sich nicht auf, jede Anpassung würde das Einzigartige des Baus zerstören. Vorzunehmen sind die nötigen Unterhaltsarbeiten und die für eine künftige Nutzung erforderlichen Einrichtungen, soweit Rücksicht auf die Bausubstanz solche zulässt. So kann auch der Befürch-

Kopf einer Rechnung aus dem Jahre 1926.

tung entgegengewirkt werden, das Haus werde Unsummen von Geld verschlingen, sei ein Fass ohne Boden.

Ein Renditeobjekt ist es nicht, kann es nicht sein. Aber auch das ganze Haus als Museum einzurichten, wäre wenig realistisch. Zur Zeit, da diese Zeilen in Druck gehen, wird man einer Entscheidung näher sein. Eine vertretbare Variante und die wahrscheinlichste ist die: Als historische Kulturgüter werden die Küche und das Lädeli erhalten. Im ersten Stock bleiben zwei Räume reserviert für Wechsellausstellungen. Da solche nicht dauernd stattfinden, dient mindestens ein Zimmer als Arbeitsraum zur Sichtung, Sortierung, Erforschung, allenfalls Restaurierung der schriftlichen Dokumente. In Estrich- und Kellerräumen werden Regale für das umfangreiche Museumsgut aufgestellt. Der grosse Keller kann mit wenig Aufwand als Ort für gesellschaftliche Anlässe eingerichtet werden. Die zwei Südzimmer im Parterre schliesslich sind ebenfalls für eine öffentliche Nutzung vorgesehen, zurzeit denkt man daran, die Ludothek hier unterzubringen.

So wird ein Gebäude von einzigartiger Bedeutung, das allen gehört, auch von einem Grossteil der Bevölkerung sinnvoll beansprucht.

Der Pfarrer, der Kessler und der Amtsnotar

Dokumente in der Spitze des Kirchturms von Oberdiessbach

Peter Vogel

Die Kirche von Oberdiessbach hat in diesem Jahrhundert vier grössere Renovationen erfahren: 1902, 1938, 1978 und 1997. Die einschneidendste war die von 1938. Auch der Turmhelm wurde gründlich untersucht, Mast und Kreuz mussten ersetzt werden. Auf dem Stern der Wetterfahne fand sich eine Kapsel mit der Inschrift: «Hic latet Scriptum», hier ist eine Schrift verborgen.

Wenn heute der Grundstein zu einem grösseren öffentlichen Gebäude feierlich gelegt wird, mauert man gerne einen Behälter mit Dokumenten zum Bauvorhaben und andere Zeitzeugnisse mit ein. Späteren Generationen vom eigenen Sein und Schaffen Bericht zu geben, ist ein seit Jahrhunderten gepflegter Brauch. Im Unterschied zur Gegenwart wurden früher solche Schriften meist nicht im Fundament deponiert, sondern in Metallknäufe eingelötet, die als Zierde von Turm- und Giebelspitzen dienten. So kann es heute noch geschehen, dass bei Restaurierungsarbeiten an jahrhundertealten Dächern überraschend Dokumente zu Tage treten, die von unseren Altvorderen erzählen und manchmal auch Rätsel um ein Bauwerk lösen.

Bei Arbeiten am Kirchturm von Oberdiessbach stiess man 1938 auf gut erhaltene Dokumentensammlungen. In der eingangs erwähnten Kapsel lagen zwei Schreiben von Pfarrer Samuel Lutz aus dem Jahr 1748. Die im blumigen Stil der Zeit gehaltenen Ausführungen vermitteln einen guten Eindruck von pietistischer Frömmigkeit. Weniger bekannt als diese theologischen Schriftstücke ist das Begleitschreiben, welches Kessler (Spengler) Huppeler den Dokumenten beilegte. Er erklärt der Nachwelt, weshalb die Schriften von Lutz nicht bei den übrigen Dokumenten in der Kugel unter dem Kreuz liegen. Wie sein Pfarrer

unterlässt es auch der Handwerker nicht, bescheiden seine Unvollkommenheit zu bekennen. Die Kugel enthielt zwei Kapseln mit sechs oder sieben Schriftstücken und eine Zinnkassette mit Münzen. Alles wurde abgeschrieben, aufgelistet und wieder in der Turmspitze versorgt, ergänzt mit Nachrichten aus dem Jahr 1938 und einem aktuellen Münzensatz. Als kleine Kostprobe weltlicher Mitteilungen drucken wir auch einen Ausschnitt aus den Dokumenten von 1809 ab.

Selbstverständlich standen uns für den vorliegenden Bericht weder die Originaldokumente noch irgendwelche Fotokopien zur Verfügung. Wir geben die Schriften so wieder, wie sie 1938 abgeschrieben worden sind.

Pfarrer Samuel Lutz, 1748

I.

Samuel Lucius, nachdem er im Jahr 1703 berufen worden, von dem Vicariat zu Burgdorf nach Yverdon inn der ersten teutschen Pfarrei alldorten zu seyn, im April 1726 ward er nach Amselfingen erwehlet, den 22. Christmonat 1738 brachte ihm Hr. Statthalter Bürki eine complete Vocation von dem seligen, weisen weitberühmten Junker Albrecht von Wattenweil, Hochgeachten Oberherrn der grossen Herrschaft Diessbach. Den 3. Mertz 1739 ritte er bei schönem Sonnenschein daher und fingg sein Daseyn



mit Gebet und Thränen an, übergab sich und die gantze Gemein von 3000 und etlich 100 Seelen dem Herrn Christo mit einem Hertzengeschrey zum Vater. Er solle den einigen Hertzensehrer zum Pfarrer allhier einsetzen und ihn als einen abgesetzten Taugenichts ansehen. Den 8. Mertz ward er einpresentiert von Hr. Decan Dachs sonderbar pathetisch und vortrefflich. Der Text war Jos. 1:2. Ach Herr Jesu vergis das liebe Diesbach niemals, o gnaden Sonn! Scheine in alle Häuser und Herten, giesse das Geistesöl dein liebes Blut, lies und kies an deinem Wort wie einen klaren Bach in die Herten alle. Amen Halleluja.

Samuel Lutz, 1739–1750 Pfarrer in Oberdiessbach, Verfasser von theologischen Abhandlungen. Er besass das Vertrauen der Pietisten und Täufer und führte viele Separatisten zur Kirche zurück. Wegen seiner Nähe zu den Heimberger Brüdern wurde er angefeindet und verklagt. Junker Albrecht von Wattenwyl, der ihn nach Oberdiessbach berufen hatte, war ihm ein verständnisvoller Gönner. Auf Veranlassung des Pfarrers und des Schlossherrn weilte 1740 Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, der Gründer der Herrnhuter Brüdergemeine, in Oberdiessbach.

II.

Die erneuerung des Thurmspitzes in Diessbach ist absolviert worden den 30. Herbstmt. 1748. O

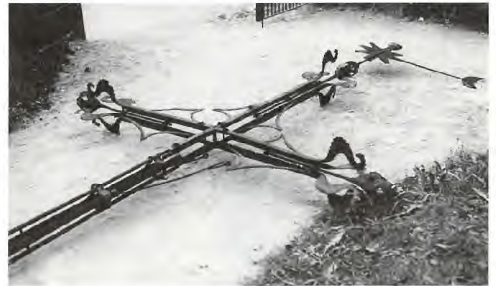
Oben: Renovation 1938. Die Turmspitze muss ersetzt werden. Ein Blitzschlag hat 1926 Schäden verursacht; die Dokumente sind unverletzt geblieben.

Unten: Das Turmkreuz der Kirche Oberdiessbach aus dem Jahre 1748.

dass der Tempel Ezechiels als das grosse, letzte Wundergeböide bald in aller Schönheit, glantz u. wundersamen Herrlichkeit fein bald zum Vorschein komme u. hochberühmt werde auf dem ganzen erdenkreis. Es ist eben diesem Samueli Lucio als er noch in Ansoltingen pfarrer ware von einem D. Medicinae in Schlesien ein guldener ring in seinem testament vergabet worden mit 12 Demanten besetzt u. von Hr. Waldbaum fürstlichen Hoff Rath ihm zugeschickt worden aus dem Grund: das herrliche tausendjährige Reich werde allmählich in der Schweiz seinen majestätischen Anfang nehmen. Wie sich den Vorboten schon lassen u. viele parteyen sich um den Weg der Seligkeit bekennen, auch ein grosser lehrer von dem ewigen Liebhaber ausgerufen worden zu ausserordentlichen, denen in der apostolischen Kirch gleichmässigen Wundern. Einmalen soll das verachtete, schwache, schwere eiserne Creutz Reich über alles hohe erhaben werden u. durch die gantze erden glänzen wie geläutert Gold und Silber. Dan. 7:7.

Kessler Hans Hüppeler

Dieser Helm ward aufgestellt den 28. Sept. 1748. Wihlen aber unser theüre und glänzente Stärnen Hl. Sam. Lucius, Pfarrer allhier zu Diesbach solches wegen seines Eifers umb das Reich Christi wenig in obacht genommen, als er aber vernahm, dass man etwas scripturen in den Knopf eingelegt habe, liesse er mich auf 29. dies Monats zu sich kommen, als der geringste Arbeiter daran und fragte mich ob man nicht noch etwas in den Knopf bringen könnte, sagte ich es würde schwärlich zu gehen. Er aber verlangte von mir dass ich doch noch diese gegenwärtige Zedclin wann es müglich seye darin thäte, ich aber sagte ich wolle dieselben noch auf den Stärnspitzen an diesem Fähdnli setzen wozu ich diess exprese schlechte Futter gemacht habe, auss Liebe zu unserem theüerwärten Pfarrherr und wünschen von



Herzen dass Jehova der Grosse Gott uns denselben noch lange schenke und sein immerwährendes Gebätt in Gnaden erhöere; bescheint in Diesbach den 30. Septembris 1748

Hans Hüppeler Kessler

Amtsnotar Christian Jenni, 1809

Nachdeme der in Anno 1748 wieder aufgesteckte im Holzwerk durch Fäulnis bereits beschädigte Helm gegen Ende des letztverwichenen Hornung



Oben: Das Kreuz und die Turmspitze werden untersucht. Personen von links nach rechts: Paul Hofer, Notar; Frütz Stalder, Zimmermeister; Hans Haldimann, Dachdecker; Ernst Vogel, Lehrer und Organist; Samuel Tillmann, Kirchgemeinderat und gewesener Oberlehrer; Architekt Dubach aus Münsingen. Kauernnd Spenglermeister Ernst Wyler.

Links: 19. Juli 1938, das neue Kreuz wird aufgezogen. Es ist in Gestalt und Grösse genau dem alten nachgebildet.



Monats durch ungewöhnlich starke Windstösse, die beträchtliche Stücke Waldung und viele Bäume niedrigerissen, in Gefahr gesetzt worden herunter zu stürzen, ist selbiger erneuert und dessen Standholz auf heute, dem 31. Märzens 1809 aufgestellt worden, durch Zimmermeister Hans und Christian Liechti aus dem Landiswyl Drittel der Kirchhöre Biglen, wonhaft im Graben zu Diessbach, Dachdek ware Christian Küpfer von Biglen wonhaft zu Münsingen, Maler, Versilber- und Vergolder Christian Zaugg aus dem Eggiwyl wonhaft zu Brenzikofen.



Hüppeler

Die Hüppeler sind seit 1555 in Oberdiessbach nachgewiesen. Wappen auf dem Chorgerichtsbecher von 1606.

Kessler Hans Hüppeler hat nicht nur für die Kirche von Oberdiessbach eine Dokumentenkapsel angefertigt und diesbezügliche Notizen hinterlassen, sondern auch in Wichtlach. Er gehörte zu den Diessbacher Handwerkern, die 1755 den dortigen Kirchturm erneuerten.

Die Erneuerung geschieht auf Kosten der ganzen Kirchhore Diessbach durch Veranstaltung deren E. den Vorgesetzten.

Die ganze Schweiz ist nun in 19 Souveraine Kantone eingetheilt, hat aber ihren in denen 5 Kantonen Fryburg, Bern, Basel, Zürich, und Luzern von Jahr zu Jahr abwechselnden, gemeinen Landammann, für die ganze Eidgenossenschaft angehende innere und auswärtige Angelegenheiten, zum Vorsteher. Dieses Jahr ist zum zweiten mal Landammann der Schwyz der Wolgeborene Hochgeachte Herr Louis von Affry von Fryburg. Die Kantone sind mit Namen, Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zürich, Glaris, Bern, Zug, Fryburg, Solothurn, Basel, Schafhausen, Appenzell, Aargau, Waadt, St. Gallen, Thurgau, Graubund, Tessin.

Dieser Ort Diessbach im Kanton Bern, im Oberamte Bezirk Konolfingen, stehet dermal unter der Amts Prefektur, des Hochgeehrten Herrn, Herrn Dragoner Oberst und Grossen Rates Mitglied des Cantons Bern, Herrn Emanuel Rudolf Effinger von Willdeggen zu Kisen.

Pfrund Collator ist der Hochgeehrte Herr Hauptmann Albrecht von Wattenwyl von Diessbach, Amtsstatthalter von Konolfingen.

Pfarrer, der wolehrwürdige Herr Johann Friedrich Stapfer von Brugg, Helfer, Herr Peter Pfenninger von Zürich, Vorgesetzte: die wolgeehrten Herren: Amtsrichter, Peter Geissbühler von Langnau, säshaft zu Diessbach Gerichts Statthalter, Christian Stuki zu Ober Bleiken, der



Kirche Oberdiessbach. Aufnahme um 1940.

zugleich Präsident am Chorgericht ist. Gerichtssässen: die wolehrsamen: Hans Haueter auf der Zelg zu Aeschlen. Jakob Beutler zu Marbach am Buchholderberg. Niklaus Vögeli zu Herbligen. Christian Kupferschmied zu Marbach am Buchholderberg. Christian Segessenmann von Signau wohnhaft zu Diessbach. Peter Lüti in der Schönthalmatt zu Innerbirrmoos. Gerichtsschreiber: Jakob Aescher Amts Not. von Wyssenburg. Chorrichter: Die wolehrsamen: Hans Haueter, obbemelter Gerichtssäs. Niklaus Schüpbach zu Nieder Bleiken. Christian Aebersold in der Hungermatt zu Freymettigen. Kirchmeyer, Christian Künzi in Wachseldorn am Buchholderberg. Hans Jung auf der Hauben zu Diessbach. Niklaus Moser von Brenzikofen. Johannes Zimmermann zu Heimeschwand am Buchholderberg. Christian Liechi Schulmeister am Kurzenberg. Christian Stuki zu Otterbach. Daniel Jenni zu Herbligen. Schreiber der Herr Pfarrer der Actuarius aber Schulmeister und Amts Not: Christian Jenni aus dem Eggwyl.

Staatsbesuch im Dorf

Peter Vogel

Hoher Besuch in einem sonst stillen Dörfchen ist ein grosses Ereignis und bleibt im Gedächtnis der Bevölkerung lange wach. Zumeist sind es dann aber Begebenheiten am Rande, ausserhalb des Protokolls, die von Generation zu Generation weitergereicht werden.

Oberdiessbach hat im Laufe seiner Geschichte mehrmals berühmte Persönlichkeiten beherbergt. Bekannt ist der Aufenthalt des Grafen Niklaus von Zinzendorf im 18., weniger der Besuch von Victor Hugo im 19. Jahrhundert. Zu nennen wären auch, näher an unserer Zeit, Rudolf von Tavel, Albert Schweitzer, General Guisan und andere. Viel wurde seinerzeit erzählt vom Besuch des französischen Präsidenten im Jahr 1910.

Am 15. August 1910 reiste Armand Fallières, der achte Präsident der Dritten Republik, über Besançon und Neuenburg zu einem Staatsbesuch nach Bern. Hier hatte er zunächst eine Stadtrundfahrt zu absolvieren. Die 14 Bären im Bärengraben waren frisch gekämmt, und der hohe Gast liess es sich nicht nehmen, die Tiere ausgiebig zu füttern. Als Geschenk erhielt er seinerseits nebst Omega-Uhren mehrere Nachbildungen von Berns Wappentieren, allerdings nicht in Lebensgrösse, aber aus feinsten Tobler-Schokolade.

Im reich befrachteten zweitägigen Programm war auch eine Ausfahrt nach Interlaken vorgesehen. Viel Volk reiste dorthin, auch die welschen Pensionäre aus dem «Löwen» zu Oberdiessbach und der hiesige Landjäger, der zum Ordnungsdienst nach Interlaken aufgeboten war. Wegen eines schweren Eisenbahnunglücks in Frankreich verzichtete aber Fallières auf den Ausflug ins Oberland. Das Reiseprogramm wurde kurzfristig abgeändert, und so kam es, dass der hohe Besuch mit Gefolge und in Begleitung von Bundespräsident Comtesse sowie weiterer Bundesräte uner-

wartet von Schlosswil her in Oberdiessbach eintraf und im «Löwen» abstieg.

Im «Löwen» war grosse Wäsche. Was das hiess, zumal in einem Gasthof, kann wohl nur ermes- sen, wer selber noch an einem solchen Anlass teilgenommen hat. Jedenfalls herrschte Hochbetrieb. Auf dem damals noch offenen Läubli sassien sieben oder acht Wäscherinnen beim Zvieri, als die Gäste in den Saal geleitet wurden. Minister Pichon suchte offenbar Kontakt mit dem Volk und bat eine der Frauen um eine Tasse Kaffee. Das war nun, wie erzählt wird, «so zusammengeschütteter Milchkaffee» in einem Bol, der üblichen henkellosen Tasse. Käse und Brot lagen griffbereit auf dem Tisch. Der Fremde wollte durchaus nicht eine besondere Tasse, die ihm diensteifrig angeboten wurde, sondern beharrte auf dem Chacheli.

Inzwischen äusserten die Gäste im Saal ihre Verwunderung darüber, in welcher kurzen Zeit und wie prächtig der Saal geschmückt worden war. Sie konnten nicht wissen, dass die Bekränzung von einer Hochzeit herrührte, die am Vortag stattgefunden hatte. Der Saal bot übrigens einen dem Ereignis angemessenen Rahmen: Grosse Kronleuchter und Spiegel, schwere Vorhänge, glänzend in Rot und Gold; es war die Einrichtung des alten Casinos von Bern, wenige Jahre zuvor von Löwenwirt Adolf Schaffer für den neuerbauten Saal erworben. Wie es die Tradition will, wurden alle Gäste gut gepflegt, und auch einige Flaschen «Maison Blanche» sollen gut gemundet haben. Schlossherr Rudolf von Wattenwyl soll zwar, als er davon erfuhr, aufgebracht gewesen

Oberdiessbach - Hotel zum Löwen (Besitzer A. Schaffer)



Oben: Hotel Löwen in Oberdiessbach. Postkarte, um 1910. Unten: Empfang am 15.8.1910 in Bern. Hinter den Bundesweibern der französische Staatspräsident Armand Fallières (rechts mit weissem Bart) und Bundespräsident Robert Comtesse.



Adolf Schaffer, 1857–1931. Bevor er in Oberdiessbach den «Löwen» übernahm, betrieb er das Schlegwegbad. Er baute 1904 das grosse Saalgebäude. Um Diskussionen mit unentschlossenen Gästen abzukürzen, liess er Weinetiketten drucken mit der Aufschrift «Mir isch glych», eine Sorte, die auch heute noch gelegentlich verlangt wird, aber kaum mehr erhältlich ist. Vorne: Mitglieder der sogenannten «Kunz-Musik», Lina Vogel-Moser, Ernst Vogel, Alfred FURY und Emil Baumann.

hat dort zum erstenmal in seinem Leben ein Automobil bewundern können.

Als dann die Magistraten mit Gefolge endlich unter der Tür erschienen, hatten die Umstehenden nochmals zu staunen genug. Wenig geübt im Umgang mit Staatspräsidenten, vergassen sie das Grüssen. Fallières selber habe den Bann gebrochen und den Zylinder gehoben. Da sei es auch dem Letzten in den Sinn gekommen, seinen Hut vom Kopf zu nehmen. Die Gäste fuhren dann über Kiesen nach Bern zurück.

Präsident Comtesse liess sich und seine Familie für den folgenden Sonntag zum Mittagessen anmelden. Offenbar wollte er sich für die tadellose Bedienung erkenntlich zeigen.

Vater Schaffer und die erwähnten Pensionäre waren dem illustren Besuch umsonst auswärts nachgefahren, nun hatten sie ihn auch zu Hause verpasst. Als sie heimkehrten, liessen sie sich die Stühle zeigen, auf denen Fallières und Comtesse gesessen hatten, und versahen sie mit Bändern in den Landesfarben. Noch lange danach sollen Gäste den Wunsch geäussert haben, auf dem «Fallières-Stuhl» Platz zu nehmen.

sein darüber, dass man nicht «Montbenay» serviert habe.

Inzwischen hatte sich die Nachricht von der Ankunft der hohen Gäste herumgesprochen, vor dem «Löwen» fanden sich eine Anzahl Dörfler ein und besahen sich zunächst einmal die Reihe von modernen Fahrzeugen, in welchen die Fremden herangefahren waren. Mancher Diessbacher

Sponsoren

Wir bedanken uns bei unsern Sponsoren:



Zäme für Oberdiessbach



Gemeinde Oberdiessbach

Streit um ein Schulhaus

Aus siebenzig Jahren Schulgeschichte, 1842–1911

Peter Vogel

Im Sommer 1998 wurde das alte Primarschulhaus auf dem Hübeli in Oberdiessbach abgerissen. 1842 für drei Klassen erbaut, hatte es vorerst zwei, zuletzt vier Klassen beherbergt. 1911, nach dem Bau des heutigen Primarschulhauses, wurde das alte Gebäude zu einem Mehrfamilienhaus umgebaut. Viele Jahre lang boten die neu eingeteilten Böden preisgünstigen Wohnraum, bis Bau-fälligkeit und anderweitiger Platzbedarf einen Abbruch als unausweichlich erscheinen liessen.

Die Schule vor 1842

Die Schulgemeinde Diessbach im Kreis Wichtrach umfasste 1840 die Gemeinden Oberdiessbach, Hauben, Freimettigen und den Weiler Unterhaus. Aeschlen besass seit 1820 eine eigene Schule. Bereits 1822 war in Diessbach eine Unterschule errichtet worden, und die Schülerzahl nahm ständig zu. Beide Klassen zählten 1841 gegen 250 Kinder. Die Schule war im Haus des heutigen Elektrogeschäfts Vogt untergebracht. Um sich einen Begriff von der Ausdehnung des Dörfleins zu machen, muss man sich vergegenwärtigen, dass Kirche und Pfarrhaus am nördlichen, Schulhaus und nachmaliges Doktorhaus am südlichen Dorfrand lagen, von umliegenden Bauernhäusern und der Säge einmal abgesehen.

Erweiterung oder Neubau

Diese Frage hat sich schon oft gestellt bei wachsendem Platzbedarf, aber nicht immer dürfte sie so gelöst worden sein wie damals in Oberdiessbach. Die Notwendigkeit, mehr Raum zu schaffen, war unbestritten. Die eingesetzte Baukommission prüfte die zwei Möglichkeiten genau und liess die Kosten zusammenstellen. Die Versammlung der Schulgemeinde beschloss Ende März 1841 mit 30 gegen 29 Stimmen «Reparation und Erweiterung».

Hierauf wandten sich 15 Mitglieder und der schriftführende Notar Johann Hofer «im Namen

der Minderheit» an das Erziehungsdepartement der Republik Bern mit der Bitte, «dass die Schulgemeinde Diessbach auf eint oder andere Weise angehalten werden möchte, den fraglichen Beschluss zurück zu nehmen ...» Begründet wurde dieses Ersuchen vor allem mit dem Umstand, dass 1835 genau gegenüber an der Landstrasse das neue Gastwirthshaus zum Bären (heutiger Merceri Laden) eröffnet worden war. «Um in das Schulhaus zu kommen, müssten gegenwärtig circa die Hälfte Kinder bei beiden Wirthshäusern in Diessbach vorbei gehen, wo sie ... für den jugendlichen Leichtsinns viel Anziehendes, für die Sittlichkeit aber nicht viel Nützlichendes sehen können.» Ferner würde bei der projektierten Erweiterung des alten Schulhauses die untere Schulstube in den Boden versenkt, wo es immer feucht und ungesund wäre und in der Wohnung des Oberlehrers ebenso. Die für den Unterlehrer auf dem Estrich vorgesehene Wohnung könne ebenfalls nicht befriedigend sein. Und wenn sich die Kinder in den nächsten zehn Jahren vermehrten wie in den letzten Dezennien, «wo dann die dritte Schulstube errichten»? Der Neubau hingegen käme auf einen sonnigen und gut zugänglichen Platz zu stehen und würde für drei Schulen (das heisst drei Klassen) kaum mehr als 1300 Franken Mehrkosten verursachen.

Pfarrer Anneler als «Schulcommissär» setzte, als er das Schreiben zu Gesicht bekam, ebenfalls



Das alte Hübelischulhaus von Südwesten, Herr und Frau Tilmann-Stoll mit Schulkindern. Im Vordergrund Grabmäler des alten Friedhofs.

einen Brief auf. «... So halte ich es für meine Pflicht, in meiner Stellung als Seelsorger bei Ihnen diejenige Meinung zu unterstützen, welche für die religiös-sittliche Bildung der Jugend die zuträglichere ist.» Er beklagt ebenfalls, dass man erlaubt habe, die Gastwirtschaft in unmittelbarer Nähe der Schule zu errichten. Weiter: «... Diesen Übelstand nun durch eine fast einem Neubau gleichkommende Reparatur desselben Schulhauses auf eine lange Zeit hinaus verlängern und zwar ganz ohne Noth und zum unläugbaren Nachtheil der Gemeinde, das hiesse doch wahrlich das Böse wollen und das Gute unterdrücken.»

Bescheid von Bern

Am 12. Juli 1841 richtete das Erziehungsdepartement durch den Regierungsstatthalter an den Schulbezirk von Oberdiessbach die Aufforde-

rung, den gefassten Beschluss einer blossen Reparatur zurückzunehmen und statt dessen einen Neubau zu beschliessen. Nun regten sich auch die Baukommission und die Vertreter der Mehrheit. Ohne Aufschub holten sie zu einer Gegen-darstellung aus und wiesen bereits am 16. Juli in einem umfangreichen Schreiben auf das ordnungsgemässe Verfahren und den demokratisch gefällten Beschluss hin, welchen sie ausreichend begründeten. Die Mehrkosten seien von den Befürwortern eines Neubaus zu gering veranschlagt. Ferner würde Aeschlen Eigentumsvorbehalte anbringen, wenn das bisherige Schulhaus zweckentfremdet und verkauft würde. Unverkennbar, bei aller gebotenen Höflichkeit, war der Unmut darüber, dass «dem Vernehmen nach der tit. Behörde eine Vorstellung eingegeben worden ist» und dass ohne Wissen der Baukommission «von einem Mitglied des Erziehungsdepartements und dem Herrn Schulcommissär ein einseitiger Augenschein eingenommen worden». Die Kommission äusserte «das ehrerbietige Begehren, dass die eingegebene Vorstellung der unterschriebe-

nen Behörde mitgeteilt werde, damit dieselbe im Stande sey, allfällige irriige Anbringen zu widerlegen und das Angemessene nach Vorschrift

des Gemeindsgesetzes zu verfügen». Es unterschrieben der Präsident von Wattenwyl und der Sekretär Christian Zuber.

Ob dieser Brief noch etwas bewirkt hat, wissen wir nicht. Im Für und Wider der Argumente mag als Entscheidungshilfe der Druck von oben gewirkt haben. Am 23. September 1841 fand im Beisein des Regierungsstatthalters eine neue Schulgemeindeversammlung statt, welche mit 48 gegen 16 Stimmen den Neubau beschloss.

Ende November 1841 erstattete das Erziehungsdepartement dem Regierungsrat Bericht und beantragte eine Leistung von 10 % an die Kosten, «in Berücksichtigung, dass die Gemeinde Oberdiessbach der hierseitigen Aufforderung zur Errichtung eines neuen Schullokals willig nachgekommen ist ...»



Zwei von vielen, die sich um die Kinder und ihre Schule verdient gemacht haben. Sie stehen am Anfang und am Schluss des hier umrissenen Zeitraums. Links: Pfarrer Karl Anneler, Oberdiessbach (1804–1877), strenger Schulkommissär im Geiste Gotthelfs, dessen Zeitgenosse er war. Unten: Samuel Tillmann (1861–1943), Oberlehrer, versah nebst andern Ämtern auch das des Kirchgemeindepräsidenten. (Siehe Alpenhorn-Kalender 1999, S. 158). Die beiden haben sich nicht gekannt, aber sie wirkten im selben Sinn am selben Platz.





Die Unterklasse mit Lehrerin Lina Hofer im Herbst 1885. In der vordersten Reihe im schwarzen Kählermütz, Sechster von links, der junge Hermann Vogt, nachmals Lehrer in diesem Schulhaus und Verfasser der hier abgedruckten Liedstrophen.

Das Haus auf dem Hübeli

«Das bequemste Stük Erdreich zu einem Schulhausplatze liegt hinten an der Pfrundmatte und dem neuen Todtenacker zu Diessbach auf dem sogenannten Hübeli.» Die Stelle lag 200 Meter ausserhalb des Dorfes, mit den beiden Hübeli-Bauernhäusern (abgebrochen 1958 und 1976) auf der Nordseite und dem Friedhof auf der Südseite. Für die Wahl des Standortes kann ausser den vorstehend genannten Gründen auch die Rücksicht auf die Kinder aus Freimettigen beigetragen haben, deren Schulweg etwas verkürzt wurde.

Das Haus wurde in Rieg und von «Tüftsteinen» errichtet mit angebautem Holzschopf und Stallung für Schaf und Schwein. Über drei ungewölbten Kellern lagen drei ganz gleiche Böden (Stockwerke), jeder mit einem Schulzimmer, zwei Wohnzimmern samt Küche, Vestibül und einer Laube nebst zwei gesonderten Abtritten. Die Zimmer waren getäfelt. «Die Mittagsseite zählt 12 Licht (Fenster), die Morgenseite 17, die

Abendseite 18, die Mitternachtseite 0.» Diese ausgiebige Bescheinung von drei Seiten her wurde begrüsst. Aber eben deswegen gingen wieder Briefe hin und her. «...Eine vorgeschlagene Abänderung besteht darin, dass die Kinder der Sonne den Rücken zukehren sollen, so dass sie nicht genöthigt seien, unausgesetzt in die Sonne zu sehen.» Dann hätte aber der Lehrer die Sonne im Gesicht, wurde entgegnet, «was für seine Augen ebenfalls von grossem Nachtheil sein könnte», und der Sandsteinofen müsste an einen weniger dienlichen Ort gesetzt werden. Schliesslich kam man auf den Gedanken, Fensterumhänge anzubringen, die beim Sonnenschein gezogen werden können, und die Ausrichtung der Kinder sonnenwärts zu belassen.

Auf 1. Dezember 1842 war das Schulhaus bezugsbereit. Vor den Fenstern waltete nicht mehr der von besorgten Pädagogen befürchtete bunte Gastwirtschaftsbetrieb, sondern die Besinnlichkeit der Begräbnisse. Wenn nun noch, wie allgemein üblich, der Schulmeister das Gebet und die Leichenrede hielt, waren die Kinder so lange ohne Aufsicht und hatten nun gleichwohl ihre Abwechslung.

Am 7. März 1843 erstattete der Bezirksinspektor Herrmann Bericht über den Neubau. Er fand Bau und Schulzimmer in Ordnung, musste aber



Versteckt in Wohnzimmerschränken standen bis zuletzt die tragenden Holzsäulen der alten Schulstuben.

das Dach beanstanden. Dem Dachdeckermeister waren die Abstände der Dachlatten in altem Bernmass angegeben worden. Er hatte aber, wie zu der Zeit bei Neubauten allgemein üblich, nach neuem Schweizermass gerechnet. Dadurch wurden die Abstände zu weit und «die wirkliche Dachung zu dünn», das heisst wohl, dass die Dachschiefer zu wenig überlappten. Um die Folgen des Irrtums zu beheben, erklärte sich Zimmermeister Liechti bereit, «auf seine eigenen Kosten bei guter Witterung sämtliche Dachung neuerdings einzudecken, womit der Bau in allen Theilen mit Solidität erbaut ist». Zum besseren Verständnis: Ein alter Bernfuss (oder -schuh) war in 12 Zoll zu 12 Linien eingeteilt, ein Schweizerfuss in 10 Zoll zu 10 Linien. Der Schweizerfuss misst 30 cm, der Bernfuss umgerechnet rund 29,3 cm. Das Neudecken könnte als erstes anschauliches Rechenexempel im neuen Haus

gedient haben. Der Bau kostete 17 000 alte Berner Franken. Schulkommissär Anneler bemühte sich in einem Brief vom 26. Dezember 1842 an das Erziehungsdepartement um ein angemessenes Geschenk zur Fertigstellung, das in neuen Lehrmitteln zu bestehen hatte. Eine Betrachtung über die gängigen Schulbücher würde den Rahmen des vorliegenden Aufsatzes sprengen. Ebenso lassen wir hier Stundenplan und Schulbesuch, Entwicklungen im Schulwesen, Zahlen, Personen, Feste weitgehend unberücksichtigt.

Die Freude über das vollendete Werk war gross. «Im Schulzimmer wäre es hell», schrieb Pfarrer Anneler in seinem Bericht, «wenn's nur im Kopf des Lehrers auch so wäre!»

Endlich eine dritte Klasse

Vorerst wurde in zwei Klassen mit insgesamt 230 Kindern Schule gehalten. Im Juni 1847 richtete der Erziehungsdirektor an alle Schulkommissionen des Kantons die Aufforderung, «bis zum 1. August dieses Jahres sich schriftlich zu erklären, wie sie es einzurichten gedenken, dass bis nächsten Herbst die Schulen (das heisst die Klassen) auf das Maximum von 100 Schulkindern reduziert seien». Die zwei Diessbacher Lehrer hatten nunmehr in der Oberschule 121, in der Unterschule 147 Kinder zu betreuen. Ein drittes Klassenzimmer war vorhanden, aber noch nicht eingerichtet. In der Antwort vom 21. Heumonats wurde das Bedürfnis nach einer weiteren Klasse zwar anerkannt, «in Betrachtung aber der gegenwärtigen allgemeinen Geldnoth ... stellt der Schulbezirk von Diessbach an den Herrn Direktor der Erziehung das ehrerbietige Ansuchen, dass die Errichtung einer dritten Schule zu Diessbach auf unbestimmte Zeit verschoben werden möchte».

So lange dauerte die unbestimmte Zeit dann nicht mehr, denn 1850 wurde ein zusätzlicher Lehrer angestellt, und die Schule Diessbach erhielt eine dritte Klasse. 1880 folgte eine vierte, was bereits bauliche Veränderungen nötig machte. Mit Rundschindeln verrandet wurde das Haus



Zwei Zeitalter begegnen sich in diesem Bild: Parabolantennen am 155-jährigen Haus, davor die letzte Platane (gefällt im August 2001) des alten Friedhofs. Aufnahme vom April 1997.

irgendwann um 1890. Eine Wasserzuleitung für die Lehrerwohnungen wurde 1903 eingerichtet und im Juli 1905 die elektrische Beleuchtung.

Das Alte flieht

1890 bekam Freimettigen eine eigene Schule. In Diessbach sah man das nicht gern, weil der Kostenanteil von Freimettigen nun wegfiel und gleichwohl vier Klassen unterhalten werden mussten. Dafür war vorerst genügend Platz vorhanden. Aber allmählich wurde es wieder eng, und jedenfalls im neuen Jahrhundert begann man sich dieselben Fragen zu stellen wie sechzig Jahre vorher: Erweiterung oder Neubau? Nun wäre wieder von einer Entscheidungs- und Baugeschichte zu berichten. Aber unsere Übersicht geht hier zu Ende. Am 24. September 1911 wurde mit einer würdigen Feier ein neues Schulhaus bezogen. Die vier Lehrkräfte Samuel Tillmann, Hermann Vogt, Lina und Ernst Vogel zogen vom alten Bau in den neuen auf der andern Strassen- seite, wo sich die Lehrerin der neu eröffneten fünften Klasse zu ihnen gesellte, Fräulein Aline

Baumann. Bevor die Festredner die neue Zeit hochleben liessen, sangen die Schulkinder das eigens zu diesem Anlass komponierte Lied «Abschied vom alten Schulhaus» (Vogel/Vogt):

So lebt denn wohl, ihr lieben alten Räume,
 Wo oft wir sprangen fröhlich ein und aus.
 Noch weckt ihr unsrer Väter Jugendträume,
 Und manch' Erinnerung ruft wach das Haus.
 Wir können ohne Dank und Gruss nicht gehen.
 Die Banner auch zu deiner Ehr' heut wehen.

Die Jahre fliehn, es ändern sich die Zeiten,
 Wo's still einst war, herrscht Leben allzumal.
 Durchs blüh'nde Dorf geschäftig Menschen
 schreiten,
 Und flinke Räder rollen durch das Tal.
 Geheimen Blitzes Kraft schafft still in Drähten,
 Wie Geisteskraft, die gute Lehrer säten.

Hier wies man uns den Weg zu Glaub'
 und Tugend,
 Zum Schönsten, Besten, was den Menschen ziert.
 Wohl denen, die erkennen in der Jugend,
 Was ihnen frommt und was zum Ziele führt.
 Wer frohen Sinn eint mit dem Ernst
 des Strebens,
 Dem wird die Schul' zur schönsten Zeit
 des Lebens.

Das Neue Schloss Oberdiessbach

Ein herausragendes Schweizer Baudenkmal im Emmental

Peter Vogel

Das Schloss Oberdiessbach ist eines der schönsten Wohnschlösser der Schweiz; unter den bernischen Profanbauten des 17. Jahrhunderts nimmt es eine bevorzugte Stelle ein. Auch die Innenräume und die Umgebung haben ihren ursprünglichen Charakter bewahrt. Das Schloss befindet sich seit seiner Errichtung 1668 im Besitz derselben Familie.

Die Herrschaft Diessbach

Auf einem steilen Grat unweit der Falkenfluh finden sich spärliche Überreste der ehemaligen Burg Diessenberg, die 1331 im Vorfeld des Laupenkriegs von den Bernern zerstört wurde. Vierzig Jahre später erhielt Anton Senn von Bern die Erlaubnis, an derselben Stelle eine neue Burg zu bauen. Eine solche lässt sich aber nicht zweifelsfrei nachweisen. Sicher ist, dass die Burgherren später ein hölzernes Sässhaus im Tal bezogen, da, wo um die Mitte des 16. Jahrhunderts das alte Schloss entstand. Dessen Erbauer und Inhaber waren die Herren von Diesbach, Mitgestalter bernischer und eidgenössischer Geschichte.

Die Herrschaft Diessbach, seit 1406 endgültig bernisch, umfasste die damaligen Gemeinden Diessbach, Aeschlen, Bleiken, Hauben, Ausserbirrmoos, Schöntal und Barschwand. Die Herrschaft war im Besitz von Stock und Galgen, das heisst, sie übte die Niedere und die Hohe Gerichtsbarkeit aus. Als die Herrschaftsrechte 1798 aufgehoben wurden, blieb der Grundbesitz unangetastet.

Eine Berner Patrizierfamilie

Der Ursprung der heute weit verbreiteten Familie von Wattenwyl lässt sich bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts zurückverfolgen. Vielfältig sind die Verflechtungen mit andern Berner Patrizierfamilien. Durch Magdalena (geborene von Wattenwyl), die Witwe des letzten Besitzers aus der

Familie von Diesbach, Christoffel (gest. 1636), kamen Besitz und Herrschaft Diessbach 1647 um 60'000 Pfund und 30 Dublonen Trinkgeld an ihren Schwiegersohn, Sigmund von Wattenwyl, der die Herrschaft um dieselbe Summe 1648 seinem Bruder Albrecht abtrat.

Albrecht von Wattenwyl war Oberst in französischen Diensten. Er kehrte als wohlhabender Mann zurück und liess das Neue Schloss bauen, ganz in französischem Stil. Er starb 1671 und wurde in der eigens für ihn erbauten Grabkapelle in der Dorfkirche beigesetzt unter einem Grabmal, das in seiner reichen Ausstattung und mit vielfachen symbolischen Bezügen auch kunstgeschichtlich von Bedeutung ist. Sein Neffe und Haupterbe Niklaus von Wattenwyl (1653–1691), «der reiche Wattenweiler», lebte hauptsächlich in Paris. Danach gelangte Diessbach an dessen Sohn Albrecht (1681–1743), einen frommen Mann, der mit der Herrnhuter Brüdergemeine in Verbindung stand und den berühmten Samuel Lutz (Lucius) an die Pfarrei Diessbach berief. Er gründete die Stiftung der «Goldenen Kette», die in wechselnder Form die Zeit überdauerte und als Herrschaftsarmengut heute noch wirkt. Auch aus nachfolgenden Generationen wären herausragende Persönlichkeiten zu erwähnen; wir müssen uns auf wenige beschränken. Viele sind dennoch gegenwärtig. In Sälen und im Treppenhaus blicken uns ihre Bildnisse würdevoll entgegen.



Albrecht von Wattenwyl, 1617–1671. Gemälde von Joseph Werner, 1662.

Heute bewohnen Charles von Wattenwyl und seine Frau Marie-Lise, geborene de Neergaard, das Neue Schloss. Im Alten Schloss sind Sigmund und Martine von Wattenwyl-Henry mit ihren Kindern zu Hause. David, Julien, Vivienne und Vincent füllen die historischen Mauern mit fröhlichem Spiel. Sie vertreten die zwölfte Generation der von Wattenwyl auf Schloss Diessbach.

Im Schatten deiner Flügel

Als Wappen derer von Wattenwyl hat sich aus mehreren nebeneinander bestehenden Erkennungszeichen seit 1453 die bekannte, von Kaiser Friedrich III. bestätigte Schildzeichnung mit den drei Flügeln durchgesetzt. Diese waren zunächst rot auf silbernem Grund; die Wattenwyl selbst haben das Wappen farblich schon früh umgekehrt. Die Flügel nehmen Bezug auf den Wahlspruch der Familie: *Im Schatten deiner Flügel beschütze uns, o Herr* (in Anlehnung an Psalm 17,8). Das Wappen bestimmt an bevorzugten Stellen den Anblick des Neuen Schlosses. Mit gleicher Umrandung und gleicher Giebelform tritt es in der Familiengruft in der Kirche auf; in einer der vier prächtigen Wappenscheiben im

Kluge Heiratspolitik

Der aus der jüngeren Linie der Familie stammende Karl Emanuel (1750–1803), ein entfernter Verwandter des Oberdiessbacher Zweiges, kam über seine Heirat mit Charlotte, der Tochter Albrechts, in den Besitz von Diessbach. 1788 war er Landvogt zu Vivis (Vcevy). Beim Untergang des Alten Bern verschleppten ihn die Franzosen im Frühling 1798 als Geisel ins Elsass und liessen ihn erst nach Monaten wieder frei. Er war der letzte Eigentümer der Herrschaftsrechte in Diessbach, die mit der französischen Besetzung aufgehoben wurden.

Karl Rudolf Edouard (1820–1874), Oberstleutnant, war Adjutant von General Dufour im Sonderbundskrieg 1847. Er hat sich als Geschichtsschreiber einen Namen gemacht (*Geschichte der Stadt und Landschaft Bern*, 2 Bände, *Die Herrschaft Diessbach* u. a.). Seine Tochter Pauline Constance vermählte sich mit Rudolf von Wattenwyl (1845–1914), und so kam Diessbach zurück an die ältere Wattenwyl-Linie. Von da an vererbte sich der Besitz wieder in gerader Linie.

Petschaft des Albrecht von Wattenwyl.



Plan der Herrschaft Diessbach
(Ausschnitt) aus dem Jahr 1716,
von Johann Adam Rüdiger, Ingenieur.



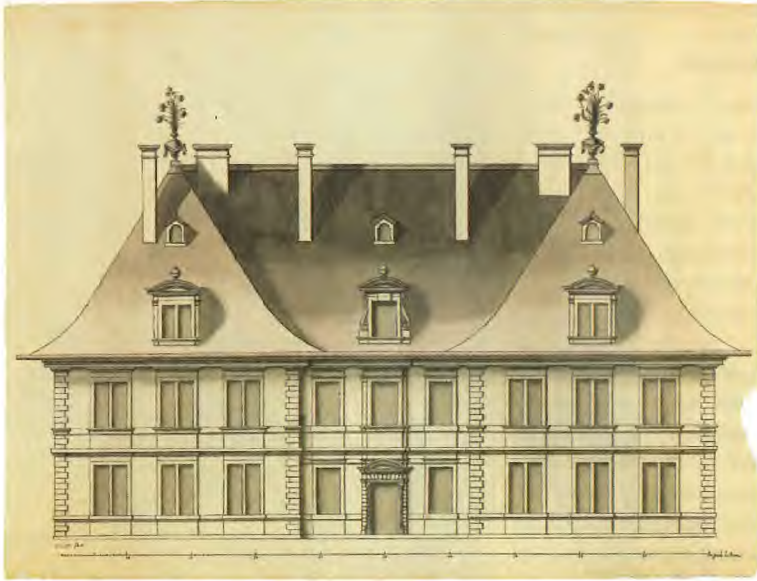
Chor ist es ebenfalls vertreten, ebenso auf einer Sandsteintafel, umwunden von einem Schriftband mit dem Wappenspruch in lateinischer Sprache. Schliesslich ziert das Wappen auch die Aussenansicht des Pfarrhauses von 1672, denn in den Händen der Herrschaftsherren lag die Kollatur, das heisst das Recht, die Pfarrer einzusetzen und die kirchlichen Gelder zu verwalten.

Das Neue Schloss

Das Neue Schloss wurde unter dem oben erwähnten Obersten Albrecht von Wattenwyl nach zweijähriger Bauzeit 1668 im Rohbau fertig gestellt. Durch ein zeitgenössisches Dokument sind wir über die näheren Umstände recht gut im

Bild: Ein Pergamentröllchen, das bei der Gesamtrenovation des Schlossdaches 1985/86 zum Vorschein kam, weist Jonas Favre von Neuenburg und Jean George Riedquehler zu Morsee (Morges) als Baumeister aus. Der Text lautet:
Der Wol Edle Gestrenge Junckherr Albrecht von / Wattenweil Burger der Statt Bern, Herr Zu Diessbach, vnd gewesene Obriste vber ein / Regiment Eydgnössischen Fuss-Volks, in Diensten der Cron Frankreich, hatt in dem 53 Jahr / seines Alters in Ledigen vnver-Ehelichetem stand, disers haus erbauwen lassen. / Die Bawmeistere waren Jonas Favre von Neüwenburg Steinwerks, Vnd Jean / George Riedquehler Zimmermeister Zu Morsee wonhaft. Dise Knöpfß hatt gemacht / Mr Hans

*Aufriss der ostseitigen
Fassade, spätes 17. Jahr-
hundert.*



Rudolph Sprüngli Kupferschmid burger der statt Bern, sind auffgesezt / worden den 19 tag Herbstmonats, in disem 1670 Jahr. Zu diser Zeit sind Schuldt- / heissen der Statt Bern, Herr Anihonius von Grafenried, vnd Herr Samuel Frisching. / Nun zu mahlen giltet 1 Mütt Dinkel 40 bz. 1 Mütt Haber 26 bz. 1 Mas La Coste / oder Reiffwein 2 bz. Landwein 6 oder 5 Krz. Gott bewahre disers Haus / von allem vnfaul, vnd segne die, so es bewohnen, Jezt vnd in künfftigen Zeiten / Amen. Es ist auch billich zu gedenken, dass diser zeit Statthalter zu Diessbach ware / Ulrich Galli, der in abwesen dess Junckherren, zu disem gebäu, mit bestellung der fuh- / rungen und anderen gestalten, nach empfan- / gener wegweisung getrewe anordnung gethan.

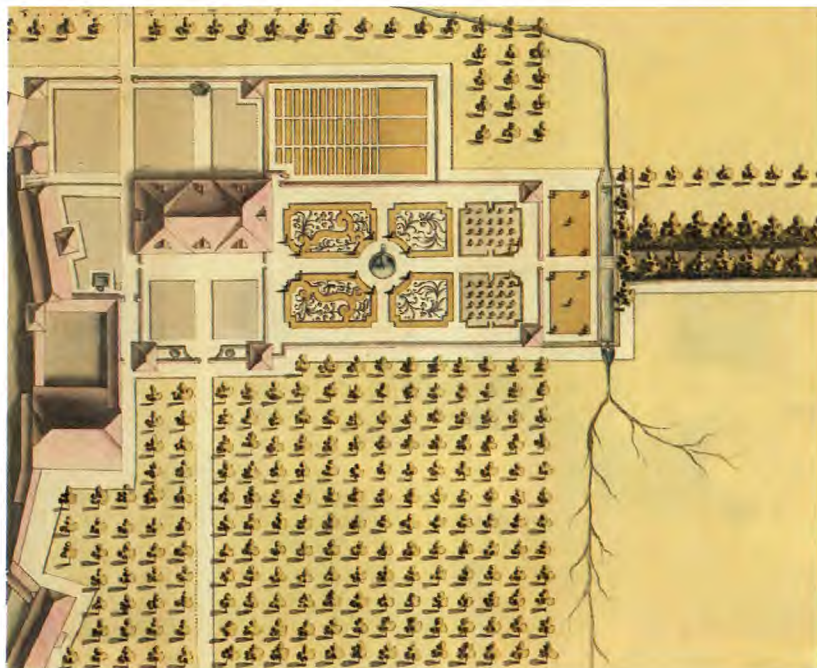
(Abschrift P.V. Die Schrägstriche bezeichnen die Zeilenenden im Original. Der damalige Besitzer Charles von Wattenwyl liess das Pergament mit ergänzenden Angaben und Dokumenten zur Gegenwart wieder an Ort und Stelle bringen.)

Das Neue Schloss Diessbach hob sich in verschiedener Hinsicht von den bisherigen bernischen Landsitzen ab. Beachtlich ist bereits die Anlage des Ganzen: Das Gebäude steht nicht auf dem Schlosshügel, sondern davor, braucht ihn mit der Umgebung als Rahmen. Die Längs-

achse des Baus findet ihre Fortsetzung im Garten und zieht sich durch die alte Allee in die Landschaft hinaus. Die zweite, die Symmetrieachse des Gebäudes, führt westlich zum Hauptportal und von da mit der Allee ins Dorf. Auf der Ostseite zieht sie sich in einer Linie aus Pflastersteinen durch die «Seconde Cour», führt da zum schlichten, aber den Hof beherrschenden Brunnen und endet in einem blinden Torbogen an der Schlossmauer.

Neuartig ist auch der Anblick des Schlosses, worin die Absicht, zu repräsentieren, voll zum Ausdruck kommt. Bisher hatten die Berner Patrizier ihre Landsitze als kleine Burgen gebaut: Auch das Alte Schloss Oberdiessbach bietet ja mit Mauern, Turm, Tortürmchen und Schiessscharten einen recht kriegerischen Anblick, ohne je Wehrfunktion besessen zu haben. Das Neue Schloss bricht mit dieser Überlieferung, abgesehen vielleicht von der nord- und ostseitig noch bestehenden Mauer. Dies sind Reste einer Umfassung, die den Hof ursprünglich auch gegen den Garten und, unterbrochen vom Portal, gegen Westen abschloss. Aber um die Mitte des 19. Jahrhunderts soll eine junge, neu einziehende Frau von Wattenwyl erklärt haben, sie wolle ein Schloss bewohnen und nicht ein Klos-

Plan der Schlossanlage um 1670.



ter, worauf die Süd- und die Westmauer abgetragen wurden. Dies entsprach dem Geist der Zeit, die wenig Wert legte auf altes Gemäuer: In den Städten wurden Schanzen und Festungswerke geschleift, zum Beispiel der Christoffelturm in Bern 1864.

Bis zum Jahr 2002 wurden in Oberdiessbach bauliche und pflanzliche Elemente, welche die Ansicht des Schlosses hätten beeinträchtigen können, beseitigt, und so ist es nicht übertrieben, festzustellen, dass sich der Anblick des Schlosses noch nie so vorteilhaft präsentiert hat wie heute. Der Geist der Epoche zwischen ausklingender Renaissance und Barock strahlt aus diesem heiteren Herrnsitz. Das Auge verweilt gerne auf dem behäbigen Gesamtanblick wie auf den vielen reizvollen Schmuckelementen. Auffallend ist zunächst die Dreiteilung des Gebäudes: zwischen zwei Seitenflügeln der etwas zurückgesetzte Mitteltrakt mit den toskanischen Arkaden, die Dachlukarnen, deren mittlere in ihrem Segmentgiebel das gekrönte, goldumrankte Wappen von Wattenwyl zeigt. Zu beachten sind die vier versilberten Blumenvasen, gefertigt von Meister

Rudolph Sprüngli, und die phantasievoll ausgeführten Wasserspeier auf den Dächern der Querflügel. Zwischen den zweimal drei Loggienbögen findet der aufmerksame Betrachter übernommene Formen aus dem klassischen Altertum oder lässt sich von Fachleuten darauf hinweisen: dorische und ionische Pilasterkapitelle, die vom Mittelmeer über Frankreich den Weg ins stille Diessbachtal gefunden haben.

Die äusserlich wahrnehmbare Einteilung offenbart im Innern ihren Zweck: Der ganze Mittelteil wird eingenommen vom monumentalen Treppenhaus, auch dies ein Bruch mit bisherigen Gepflogenheiten; anstelle einer Freitreppe oder eines Treppenturms ist die Treppe hier ganz in den Bau integriert. Dieser Teil verbindet (oder trennt, je nach Standpunkt) die beiden Wohnflügel, die ursprünglich den zwei Haushaltungen von Albrecht und seinem Bruder Sigmund gedient haben sollen.

Dieu soit loué, en 2 ans et 2 jours ce château a été bâti! Das hielt der Erbauer 1668 fest. Während das Schloss in zwei Jahren und zwei Tagen aufgeführt und das Äussere seither kaum mehr verän-



Esszimmer mit Turmofen aus dem Jahre 1675.

dert wurde, erstreckte sich die Innenausstattung über längere Zeit. Die Jahrzahl 1675 am Ofen im Esszimmer bezeichnet vielleicht den Abschluss einer ersten Ausbaustufe. Mobiliar und Malereien stammen zur Hauptsache aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Die Intérieurs von einmaliger Schönheit haben die Zeit unbeschädigt überstanden. Jedes der 18 Gemächer (einschliesslich Küche) hat seinen unverwechselbaren Charakter. Von den Räumen, die zur Besichtigung offen stehen, wollen wir ein paar besonders erwähnen. Der *Empfangssaal* (Gartensaal) im Erdgeschoss mit der kräftigen Kassettendecke im bläulich schimmernden «Gris de Versailles» trägt im Wesentlichen noch die Züge der Bauzeit. Die Tapisseries aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammen aus Frankreich. Sie zeigen arkadische Landschaften mit Hirten und Schäferinnen, Ruinen und Brücken, ferner eine englisch anmutende Jagdszene. Gleich alt ist das stattliche Kamin aus Amsoldinger Marmor mit dem Trumeau-Spiegel darüber. Konsolen und Mobiliar stammen wie das Kamin aus den Werkstätten der bedeutenden Berner Kunsthandwerker Mathäus und Johann Friedrich Funk I.

Im Nordflügel findet sich das *Esszimmer* mit dem schon erwähnten Turmofen aus der Bauzeit. Ein weiteres Prachtsstück in diesem Raum ist die grosse Pendule aus der Werkstatt der Berner Uhrmacherfamilie Haas. Die Wände sind – wie alle Schlossräume – im Louis-XIV-Stil getäfelt. Ergänzt wird der erhabene Eindruck durch das sogenannte Berner Parkett in Eiche und Tanne. Über dem Empfangssaal liegt im 1. Stock die *Bibliothek*, auch Ledersaal oder Grottensaal genannt. Anstelle von Gobelins zieren hier bemalte Ledertapeten aus Cordoba die Wände. Der reiche Bilderschmuck zeigt phantastische Grotten und antike Landschaften, Werke des bernischen Künstlers Albrecht Kauw (1616–1681), der auch in andern Räumen im Schloss mit Malereien vertreten ist. Das mächtige Kamin aus bemaltem Sandstein ist kurz nach dem Bau des Schlosses entstanden, das Mobiliar stammt aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Dieser Raum wurde nicht als Bibliothek geplant; den Namen hat er eher zufällig bekommen, weil wichtige Folianten, schmucke Quart-, Oktav- und zierliche Sedez-



Oben: Gemalte Stube mit Gobelins aus dem Jahr 1750.

Rechts: Bibliothek mit Kamin und Eichenparkett.



Brief des Sonnenkönigs
Louis XIV an Albrecht
von Wattenwyl
aus dem Jahr 1652.



bände hier untergebracht sind, die nur einen Teil der Schlossbücherei ausmachen.

Ein Kleinod ist das *Boudoir* in der Südstecke des 1.Stocks. Über dem Kamin lässt sich eine Darstellung der Jägerin Diana mit badenden Nymphen ausfindig machen. Jagdmotive sind allgemein beliebte Elemente in der Ausschmückung herrschaftlicher Räume, mehrfach auch auf Schloss Diessbach. Das *Archiv* birgt Schriftstücke mit unmittelbarem Bezug auf Familien-, Herrschafts- und Schlossgeschichte. Die Dokumente, in 99Eichenschubfächlein untergebracht, wurden vor einigen Jahren von Archivar Dr. H. Specker geordnet und aufgelistet. Besonders bemerkenswert sind Mitteilungen vom französischen Hof mit den Unterschriften Ludwigs XIII. und des Sonnenkönigs Ludwigs XIV. oder, etwas näher nach Ort und Zeit, ein Brief von Pfarrer Albert Bitzius aus Lützelflüh.

In unserem kleinen Rundgang haben wir einen Raum bis zuletzt aufgespart, der vielen Besuchern als der liebste erscheint. Es ist die *Gemalte Stube* an der Ostseite des 1.Stocks. Der Innenausbau entstand im Wesentlichen ums Jahr 1672; der kunstvollendete Ofen aus der Berner Manufaktur Frisching mit übereck gestellten Kacheln stammt aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Tapisserien zeigen ähnliche Szenen

wie die im Gartensaal. Überaus beeindruckend ist die übrige künstlerische Ausstattung und zeigt, dass dieses Gemach seinen Namen zu Recht führt. Die Täfer- und Türfüllungen bergen als Ganzes ein Bilderbuch, das in seinen vielfältigen Bezügen auf Gleichnisse, Sprichwörter und Allegorien kaum auszuloten ist, es sei denn, man nehme sich Zeit, die Sprüche zu lesen und sich Text und Bild erklären zu lassen. Die Marinebilder über den Türen führen den Betrachter wieder hinaus in die weite Welt.

Alle diese Einzelbilder vermögen den Betrachter ebenso zu fesseln wie der Gesamtanblick des Zimmers. Noch deutlicher als andere Räume erscheint dieser als Einheit komponiert. Die Bilder mit ihren Einfassungen sind aufeinander abgestimmt in Form und Farbe, die Harmonie wird vertieft durch die wohlthuende Ausgewogenheit von Bild und Ornament. Über das Ganze breitet sich der antike Götterhimmel: In einem ovalen Feld an der Decke begegnen sich Mars und Venus, umgeben von Amoretten. Die Winkelflächen sind besetzt von Waffen- und Fahnenbündeln, Kennzeichen militärischer Macht. Solche Trophäensammlungen finden wir in der Grabkapelle an der Kirche wieder, wo sie die lebensgrosse, vollplastische Darstellung des Erbauers und Schlossherrn flankieren.



Deckengemälde in der Gemalten Stube.

Venus und Mars: Der Symbolgehalt der zwei Gottheiten an dieser Stelle ist nicht zu verkennen. Mars schuf Reichtum und ermöglichte den Bau des prächtigen Schlosses; die freundliche Liebesgöttin sicherte die Weitergabe von Wohnstatt, Wehr und Waffen an eine lange Reihe von nachfolgenden Generationen.

Garten und Allee

Das schmiedeiserne Hauptportal mit dem Wattenwyl-Wappen und dem vergoldeten Régence-Gitter stimmen den Besucher auf die erhabene

Schönheit ein, die ihn hier in Park und Schloss erwartet. Im Gegensatz zur Ansicht des Schlosses und zur Innenausstattung hat der Schlossgarten im Lauf der Jahrhunderte mehrmals sein Gesicht gewechselt. Auf dem Situationsplan um 1670 präsentiert sich der Garten in strengem französischem Riss mit dem Springbrunnen in der Mitte. Später, je nach wechselnden Mode- und Geschmacksströmungen, wurde die Gestaltung freier, nahm wohl zuweilen Züge einer englischen Parklandschaft an. Mehrmals wurde der Garten nach dem alten Plan wiederhergestellt oder dem ursprünglichen Zustand angenähert, so um die Mitte des 19. Jahrhunderts, vielleicht



Oben: Der Schlosspark um 1890.

Unten: Eduard von Wattenwyl (1891–1978) vor einer Ausfahrt, um 1920.



Mitten in der gepflegten südseitigen Anlage steigt ein Wasserstrahl empor und fällt in ein kreisrundes Becken. Ein Springbrunnen steht auch im Schlossweiher, der Enten und Gänsen behaglichen Aufenthalt bietet. Im zweiten, etwas entfernteren, tummeln sich Fische. Da holt sich ab und zu ein Berechtigter und gelegentlich der Fischreier eine festliche Mahlzeit.

Zwei wuchtige Linden beidseits des Portals, deren weit ausladende Kronen durch breite Eisenbänder verstärkt waren, fielen im Sommer 1959 einem Sturmwetter zum Opfer; der verbliebene letzte Baumriese beim Entenweiher wurde 1976 gefällt. Februarwinde 1990 bereiteten den Pappeln südlich des Käfigturmes am Alten Schloss ein Ende; sie hatten einst einen heute nicht mehr bestehenden dritten Weiher gesäumt.

Von der legendären Schlossallee südlich stehen nur noch Reste. Die 300-jährigen Bäume hatten ihre Altersgrenze erreicht, sie stürzten in Stürmen und Gewittern; herunterfallende Äste wurden zu einer Gefahr für Spaziergänger, und so musste um 1975 mit dem Fällen des Bestandes begonnen werden.

Die ursprünglich aus Nussbäumen bestehende westliche Allee, die vom Dorf zum Schlossportal führt, wurde um 1982 einheitlich mit insgesamt 36 schmucken Linden neu angelegt.

Ein Bestreben der Besitzer ist die Erhaltung des Baumbestandes. Als Grundsatz gilt, dass für jeden gefällten Baum ein neuer zu pflanzen ist,

im Zusammenhang mit der Niederlegung der sonnseitigen Mauern, und dann wieder nach 1945. Die Orangerie wurde um 1880 angelegt.

Aus der Bauzeit des Schlosses stammen die beiden schmucken Pavillons. Der nördliche, das «Pförtnerhaus», diente später, bis etwa 1921, als Badhaus. Der südliche, das «Gärtnerhaus», wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Gartenlaube umgestaltet. Damals entstand der klassizistische Peristylanbau, wo anlässlich der letzten Renovation Malereien mit pompejanisch anmutenden Zierelementen zu Tage traten.

Wie die Eckhäuschen stehen die beiden Muschelbrunnen symmetrisch zur Mittelachse. Sie wurden 1801 aus Alpenkalk gehauen und 1999 unter grossem Aufwand restauriert.

In fröhlichem Widerspiel von Sonnenlicht und Schatten bringt Wasser auch an andern Stellen Leben in den Garten und die Umgebung:

Oben: Die Schlossanlage in ihrer Umgebung. Postkarte von 1950.

Unten: Blick in die südliche Allee, wie sie noch bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts bestanden hat. Aufnahme um 1900.



allenfalls auch an einem andern Standort, wenn sich der bisherige nicht mehr dafür eignet. An markanten Gehölzen finden sich unter anderem eine mächtige Blutbuche, pyramidenförmig zugeschnittene Eiben und in allen Schattierungen blühende Rosen. Die wegsäumenden Buchspflanzen hat der Hausherr im Gartencenter ausgewählt und Reihen davon eigenhändig verpflanzt. An der 65 Meter langen weissen Mauer, die den Potager vom Park trennt, werden am Spalier, bestehend aus 260 Bohnenstickeln, Pfirsiche, Äpfel und Birnen gezogen.

Unter Beachtung der Einzelheiten das Ganze nicht aus den Augen verlierend, konnte dem Park der zum Schloss passende, klassische Anblick zurückgegeben werden. Der Schweizer Heimatschutz belohnte diese Anstrengungen mit der Verleihung des Schulthess-Gartenpreises 2002 für Rettung der Gartenarchitektur.

Geschichte und Gegenwart

Mehrmals wurde bisher erwähnt, das Schloss sei 1668 errichtet und in den folgenden Jahren fertig gestellt worden. Wer aber als Schlossbesitzer seine Verantwortung wahrnehmen will, erfährt, dass die Bauzeit nie abgeschlossen ist. Sandstein und Holz an Stellen, die dem Wetter besonders ausgesetzt sind, müssen erneuert werden, eine Renovation löst die andere ab, was bei Berücksichtigung aller denkmalpflegerischen Anforderungen mit viel Aufwand verbunden und kost-



spielig ist. Zudem werden Fachleute, welche das alte Handwerk und die einschlägigen Techniken noch beherrschen, seltener. So ist es unbedingt erforderlich, für Fassadensanierung, Steinkonservierung, Schlosserarbeiten, Restaurierung von Malereien und Vergoldungen nicht nur die nöti-



Oben: Renovationsarbeiten an der Eingangspartie, Herbst 2000.

Unten: Sommer 2000. Ein restaurierter Muschelbrunnen aus dem Jahr 1801 wird an seinen Standort zurückgebracht.



- 1985–1986 Dach und Dachgebälk, neue Kaminhüte, Restaurierung der Hauptlukarne, neue Lukarnen und Sandsteintürnen
- 1992 «Seconde cour», neue Pflasterung, Waschhaus abgebrochen
- 1995–1997 Umfassungsmauern und Orangerie
- 1996–1997 Treppenhaus
- 1998 Täfer in der Bibliothek
- 1999 Muschelbrunnen
- 2000 Malerei im Peristyl
- 2000–2001 Haupteingang und Pavillon Nord (Badhaus)
- 2002 Neugestaltung des Vorplatzes und der Zufahrt

Dazu kamen umfangreiche Arbeiten am Alten Schloss, hauptsächlich am Torturm und am Zehntenspeicher (Kornhaus).

Das Schloss war nie ein Museum und soll es auch heute nicht sein, jedenfalls nicht ausschliesslich. Ein Haus muss leben. *Erhalten durch Bewohnen und Bewirtschaften*, lautet die Devise. Damit verbunden sind freilich minimale Zugeständnisse, die an die jeweilige Gegenwart gemacht werden müssen (Heizung, sanitäre Anlagen, Kocheinrichtung). Das dazu notwendige Geschick und Einfühlungsvermögen bestimmen auch die entsprechenden Arbeiten im Alten Schloss. Mit Eigenleistungen wird die Umgebung des Schlos-

gen Mittel aufzubringen, sondern vor allem erst einmal die richtigen Leute zu finden. Dank der Mithilfe der Denkmalpflege ist dies bis heute gelungen.

An grösseren Unterhalts- und Restaurierungsarbeiten in den letzten Jahren sind zu nennen:



Oben: Schloss Oberdiessbach heute.

Unten: Die Besitzerfamilie mit Sigmund von Wattenwyl, Vincent, Julien, Vivienne, Ehefrau Martine, David.



ses in stand gehalten. Bei Restaurierungen legt die Schlossfamilie selbst Hand an; Schlossgärtner sind Vater Charles und Sigmund selber, kräftig unterstützt von Mutter Marie-Lise. Die Söhne David und Julien mähen den Rasen.

Sigmund von Wattenwyl ist diplomierter Landwirt, der den zum Schloss gehörenden Betrieb mit einem modernen Maschinenpark selbst bewirtschaftet. Lange Zeit erhielt sich der gesamte Besitz aus der Land- und Forstwirtschaft. Dazu kamen und kommen immer noch Beiträge des Lotteriefonds. Heute bildet die Öffnung des Schlosses für gediegene Anlässe die Haupteinnahmequelle für den Unterhalt.

Öffnung

Auf Schloss Oberdiessbach fanden zu allen Zeiten Empfänge statt, Serenaden, feierliche Anlässe in der Stimmung, wie sie der Berner Dichter Rudolf von Tavel in einigen seiner Werke lebhaft nachempfand. Doch war dies alles zumeist einem kleinen Kreis vorbehalten. Bei besonderen Gelegenheiten durfte die Bevölkerung daran teilhaben, so anlässlich des Dorffestes 1968. Immer auch fanden Einzelpersonen freundliche Aufnahme. Aus der Reihe der berühmten Persönlichkeiten wollen wir General Guisan erwähnen, den Oberbefehlshaber der Schweizer Armee 1939–1945. Henri Guisan hatte als junger Mann



*Hoher Besuch auf Schloss Oberdiessbach, 1943.
Mme H. Guisan, General Henri Guisan, Oberst Eduard von Wattenwyl, Charles von Wattenwyl.*

auf dem nahe gelegenen Diessenhof sein landwirtschaftliches Praktikum absolviert und war während des Aktivdienstes mehrmals zu Gast bei Kavallerieoberst Eduard von Wattenwyl, dem Grossvater des heutigen Besitzers.

Seit 1997 werden Schloss und Park für weitere Kreise aufgetan. Sigmund und Martine von Wattenwyl fanden, ein Juwel in der bernischen Landschaft, wie es das Schloss Oberdiessbach darstellt, müsse einem interessierten Publikum zugänglich gemacht werden. Die Idee gewann auf einer Studienreise nach England endgültig Gestalt. Seither ist das Tor für angemeldete Gruppen geöffnet. Regelmässig finden kunsthistorische Führungen statt, Modeschauen, Vernissagen, Jazztage. Klänge und Rhythmen bringen eine neue Dimension in die Einheit von Schloss und Umgebung. Und während etwa an einem Samstagabend die Harmonie eines Gospelchores oder die Bässe einer Band nach aussen dringen, legt sich zwölf Stunden später weihevoll Choralspiel der Dorfmusik anlässlich der jährlich einmal stattfindenden Alleepredigt über das in sonntäglichem Glanz erstrahlende Gefilde.

Für private Feiern können in Zusammenarbeit mit einem Party-Service das Esszimmer und die Schlossküche mitbenutzt werden. So finden jährlich im Durchschnitt 65 Anlässe statt. Wie seinerzeit der Bau eine neue Ära der Schlossarchitektur einleitete, gilt heute diese Art der Zugänglichmachung als wegweisend. Der Gedanke der

Öffnung zeichnet sich, wie bereits festgehalten, auch in der Neugestaltung des Eingangsbereichs ab. Durch das gute Echo aus weiten Kreisen und verschiedene Auszeichnungen sehen sich die heutigen Besitzer in ihren Bestrebungen bestätigt. Den Eindruck und die Stimmung, die alle Besuchenden hier umfassen, hat General Henri Guisan am 22. Juli 1949 in die Worte gefasst:

*La beauté de la maison, c'est l'harmonie.
La sécurité de la maison, c'est la loyauté.
La vie de la maison, c'est l'amour.
C'est ce qu'on trouve ici.*

Möge ein gütiges Geschick weiterhin über diesem Hause walten.

Der Verfasser dankt Herrn Hans Braun, Olten, für Durchsicht des Manuskripts und wertvolle Ergänzungen.

Für Besuche

Gruppenführungen und Anlässe im Neuen Schloss Oberdiessbach gehören zu den besonderen Erlebnissen. Weitere Informationen sind über Telefon 031 771 09 28 oder www.schloss-oberdiessbach.ch (E-Mail info@schloss-oberdiessbach.ch) erhältlich.

Buchhinweis

Im Frühjahr 2004 erscheint von Hans Braun im Licorne-Verlag ein umfassendes Buch über die Familie von Wattenwyl.

Spelterini landet in Oberdiessbach

Peter Vogel

Wenn heute an einem klaren Sonnentag bunte Ballone den Himmel beleben, ist das nichts Aussergewöhnliches mehr. Aber am 30. Juni 1892, als ein solches Gefährt bei Oberdiessbach landete, war das für die Dörfler ein grosses Erlebnis. Ein Augenzeuge berichtete vor vielen Jahren davon.

Der berühmte Ballonpionier Eduard Spelterini hat nach eigenen Angaben 570 Aufstiege unternommen. Davon sind rund 400 belegt. Seine Landung oberher des Sandackers bei Oberdiessbach im Jahr 1892 bedeutete für die Dörfler eine erste Berührung mit dem Zeitalter der Luftfahrt. Sie waren entsprechend beeindruckt und wussten ihrer Lebtag davon zu erzählen. Ein inzwischen längst verstorbener Dorfbewohner hat uns das Ereignis wie folgt überliefert:

Eines Abends beim Einnachten stellte ein Knecht, der eben die Milch in die Käserei brachte, erstaunt fest, der Mond sei heute gar gross. In dem vermeintlichen Himmelskörper erkannten die Angesprochenen einen Ballon, der sich tief am Himmel bewegte und allem Anschein auf das Ölbergli zutrieb. Jeder liess Pinte Pinte sein und eilte nach der mutmasslichen Landestelle. Da trug unvermittelt ein Windstoss das Gefährt auf die andere Talseite hinüber, Richtung Schlosshügel und weiter zum Sandacker, wo es Boden fasste. Als die Letzten ausser Atem dort anlangten, waren die Landevorkehrungen, wozu die Umstehenden beigezogen werden mussten, in vollem Gang. Ein Mann mit einer Schirmmütze gab Anweisungen, und einer der Herzutretenden stellte fest, das sei der Spelterini; der Name des berühmten Ballonpioniers war allgemein bekannt. Der Kapitän forderte die Umstehenden energisch auf, des ausströmenden Gases wegen sofort alles Rauchzeug zu entfernen. Einer wollte sich nicht daran halten und paffte weiter. Auf seinem Grund und Boden habe ihm niemand etwas zu sagen, meinte er. Da zückte Spelterini den Revolver und setzte seinen Befehl durch.

So weit unser Gewährsmann. Mit Spelterini waren der Gondel noch zwei Mitflieger entstiegen, ein Herr E. Falkner aus Basel und der Schriftsteller J. C. Heer, damals Redaktor an der NZZ. Dank ihm wissen wir Näheres über den Ballon und diese Fahrt.

Spelterinis erster Ballon, die «Urania», war unter Anleitung des Kapitäns selber in Paris hergestellt worden. Die Hülle bestand aus leinölgetränkter Seide und fasste 1500 m³ Wasserstoffgas, was rechnerisch einem Kugeldurchmesser von etwa 14,2 m entspricht. Die «Urania» stieg erstmals 1887 von Wien auf.

Damit und später mit andern Ballonen unternahm Kapitän Spelterini Aufstiege aus London, Berlin, Neapel, Athen, Konstantinopel, Bukarest, Petersburg, Moskau, Kiew, Alexandria und vielen andern Orten. Er startete auch in Südafrika und vermutlich in Indien. Der erste Aufstieg der «Urania» in der Schweiz erfolgte 1891 von Zürich aus. Im folgenden Jahr brachte Spelterini diesen Ballon auf die Grosse Schanze in Bern und bereitete sich mit den genannten zwei Begleitern zu der Fahrt vor, von der hier die Rede ist. Die «Urania» stieg am 30. Juni 1892 kurz nach 15.00 Uhr auf. Sie trieb zunächst Richtung Freiburg, wechselte mehrmals die Richtung, streifte bei Flamatt und Belp beinahe den Boden und segelte schliesslich gegen das Berner Oberland. Über der Jungfrau wurde eine Höhe von 4960 Metern erreicht. Aber lassen wir jetzt dem Schriftsteller das Wort: «... Es war halb acht Uhr, und wenn auch die Sonne noch in wunderbarer Lichtfülle über die Wolken flutete, so war doch für uns der Augenblick des Abstiegs gekommen.



Oben links: Spelterini mit Professor Albert Heim in Sitten, 1898.

Oben rechts: Eduard Spelterini.

Links: Jakob Christoph Heer.

Spelterini im Ballon «Stella» über Zermatt, 1903. Aquarell von A. W. Diggelmann.

Noch einmal strahlt uns die Jungfrau über waldenden Wolken entgegen, noch einmal grüssen wir sie, der wir Nachbarn gewesen sind, herzlich und warm; lichtdurchleuchtete Nebel spielen um uns, da nimmt die Erde Formen an, ein wilder Berg wächst neben uns empor, aus seinen Tannenwäldern hebt sich eine lange, hohe Felswand, ein kleiner Gasthof schimmert im Abendrot über derselben, und in weniger als einer Viertelstunde vom Augenblick des Falles an setzt uns der Kapitän, trotz des heftig wehenden Windes,

Eduard Schweizer (1852–1931) studierte ursprünglich Musik mit dem Ziel, Opernsänger zu werden. Seinen Künstlernamen Spelterini behielt er als Ballonführer bei. Hunderte von Fahrten im In- und Ausland, wissenschaftliche Forschungen, Vorträge und Unterricht, zum Beispiel für die russischen Ballontruppen, machten ihn in aller Welt berühmt. Es gelangen ihm waghalsige Alpentraversierungen; als erster überflog er den Mont Blanc. Spelterini schuf auch Tausende von Luftaufnahmen. Einige Glasplatten und einer seiner Ballonkörbe werden im Verkehrshaus in Luzern aufbewahrt.

Jakob Christoph Heer (1859–1925), der nachmals berühmte Romanschriftsteller («An heiligen Wassern» u.a.), begleitete Spelterini etwa zwölfmal. Diese Fahrten fanden ihren Niederschlag in den Büchern «Im Ballon», «Der Wetterwart», «Was die Schwalbe sang». «Die Luftfahrten des Herrn Walter Meiss.»

sanft auf eine Wiese am Fuss dieses Berges, der den Touristen wohlbekannten Falkenfluh bei Thun. Noch waren die überraschten Leute des nahen Dorfes Diessbach nicht herzugeeilt, als sich die «Urania» vom Wind entleert auf die Seite legte. In den Ohren spürten wir nach dem raschen Abstieg einen Druck, wie wenn eine



Ganz oben: Er war dabei – Hermann Vogel, später Lehrer in Oberwichterach. Unten: Der Ballon «Urania» in Winterthur, 1897. Rechts: Geboren am 30. Juni 1892: Hans Grunder. Er wurde Lehrer in Niederwichterach, dann in Brienz.

grosse Kanone neben uns abgefeuert worden wäre, und als sich die sich sammelnden Neugierigen, die uns einen ruhigen, freundlichen Empfang bereiteten, mit allerlei Fragen an uns wandten, da entdeckten wir, dass wir dreiviertel taub waren, doch schon in fünf Minuten hatten wir unser Gehör wieder vollständig erlangt. Freudig grüssten wir unsere Freunde und Lieben draussen in der weiten Welt auf Flügeln des Telegraphs



und meldeten ihnen unsere hochbegünstigte vierstündige Fahrt, die nach der Versicherung des Kapitäns an Schönheit und Manigfaltigkeit der Erscheinungen durch keine unter den dreihundertsiebenundsechzig, die er vorher ausgeführt hat, übertroffen worden ist.»

Und die Szene mit dem Revolver? Heer hat sie vielleicht nicht mitbekommen oder als unwesentlich weggelassen. Am Vorfall selber ist nicht zu zweifeln, denn er ist anderweitig bezeugt, und sogar der Name des unentwegten Rauchers «ist der Redaktion bekannt». Ein anderer alter Diessbacher, der «Lorenegiel» Hans Grunder, war an diesem denkwürdigen 30. Juni 1892 zur Welt gekommen. In der Familie wurde erzählt, der glückliche Vater habe sich damals entscheiden müssen, ob er ans Wochenbett eilen oder dem Spelterini nachlaufen wolle. Später, als der Bub ins Alter kam, wo Kinder nach ihrer Herkunft fragen, habe man ihm entsprechend Auskunft gegeben: «Das hei mer der wohlöppe scho mängisch gseit: Der Spelterini het di doch bbrunge, im Luftbalon.»

«Höhenkurort Falkenfluh»

Aus der Geschichte des beliebten Ausflugsziels

Peter Vogel

Im Zuge der touristischen Entwicklung des Berner Oberlandes im Verlaufe des 19. Jahrhunderts gewannen auch die Voralpen und das Emmental Bedeutung im Fremdenverkehr und wurden ebenfalls von vielen ausländischen Gästen aufgesucht. Eine verhältnismässig kurze, aber intensive Zeit des Tourismus erlebte die Falkenfluh bei Oberdiessbach.

Treffpunkt und Festplatz

Die mündlich überlieferte Bezeichnung «Bleichenfluh», die einerseits auf ehemaligen Flachsbau und das Bleichereigewerbe, andererseits auf den Gemeindefnamen Bleiken zurückgeführt werden kann, muss weit zurückreichen, denn bereits auf der Dufourkarte von 1860 steht «Falkenfluh». Die Höhe über Meer wurde auf Prospekten mit 1080 oder 1040 Metern oder auch noch mit 3500 Fuss angegeben; das Blatt Münsingen der Landeskarte 1:25'000 nennt für den höchsten Punkt im Wald 1078, für den Triangulationspunkt beim «Chutze» 1021.4 Meter.

Von alters her trafen sich die Leute aus der Umgebung am Auffahrtstage auf der Falkenfluh, wo sie sich auf ländliche Weise belustigten und unterhielten, musizierten und sangen. Namentlich soll das Schwingen gepflegt worden sein, zu einer Zeit, als dort noch keine Gaststätte war, allenfalls ein improvisierter Ausschank. Später zog während vieler Jahre an diesem Tag die Diessbacher Musikgesellschaft auf die Fluh und brachte manchmal halb Diessbach mit, bis sie um 1947 diesen Brauch fallen liess. Von 1960 an war die Bleiken-Musik gern gesehener Gast. Bereits die Gründungsversammlung fand im Fluh-Hotel statt, dann wurden die Übungen hier abgehalten und auch die Konzert- und Theaterveranstaltungen des Vereins. Solange die Gastwirtschaft in Betrieb war, also bis 1968, wurde an Auffahrt in zwei Sälen getanzt, nämlich im Hauptgebäude und in der Dependence (Schür). Dieser Anlass

wurde von Leuten aus weitem Umkreis aufgesucht. Die Wirtsleute konnten, wenn das Wetter nicht ganz ungünstig war, am Auffahrtstag den Jahreszins herausschlagen. Turn- und andere Vereine setzten den Brauch von Auffahrts- oder Katerbummeln an diesen Ort fort.

Die grosse Zeit der Hotellerie

Nachdem sich Bäder und Gasthäuser in der Gegend bereits guten Zuspruchs erfreuten, lag der Gedanke nahe, auch auf dieser prachtvollen Höhe eine Aufenthaltsgelegenheit zu schaffen. Jakob Kolb aus Brenzikofen erbaute 1881 ein «Kurhaus». Dieses wurde am 1. Juli eröffnet. Im Hauptgebäude standen zuerst 24 Zimmer mit 30 Betten und ein heizbarer Speisesaal zur Verfügung, dazu ein Lese- oder kleineres Gesellschaftszimmer mit Bibliothek, ferner zwei Gastzimmer für Passanten sowie geschützte Terrassen und Lauben. Bald musste das Haus um einen Anbau erweitert werden, und schon 1886 wurde das geräumige Nebengebäude mit Saal oder Trinkhalle, Stallungen, Remise und Scheuer erstellt. Um 1910 lautete das Angebot auf 45 Zimmer (wovon 12 in der Dependence) mit 65 Betten.

Oben: Die Falkenfluh bei Oberdiessbach, eigentlicher «Hausberg» des Dorfes und nebenbei Schönwetterorakel: Wenn abends die Fluh rötlich erstrahlt, darf man für den folgenden Tag mit Sonnenschein rechnen.

Unten: Postkarte vor 1914 mit Hotel und Dependence. In der Tiefe das Bad- und Waschhaus.





Hôtel & Luftkurort FALKENFLUH.
 Station Kiesen, Post u. Telegraphenbureau Oberdiessbach
 (Bern). 3500 Fuß über Meer.

Seine herrliche Berg- und Waldluft, großartige Fernsicht auf Gletscher,
 Alpen und See, angenehme Spaziergänge, Gemüth empfohlenes Trinkwasser,
 seine Küche, Molkenkuren, Pensionpreis per Tag Fr. 4—5, je nach Wahl
 der Zimmer. Freundliche aufmerksame Bedienung. Geflücht empfiehlt sich
 [1994h H2182Q] **Elise Burgdorfer-Aebersold.**

Links: Frau Elise Stettler-Burgdorfer, geb. Aebersold, Wirtin
 auf der Falkenfluh 1883–1907, viele Jahre gleichzeitig im
 Gasthof «Bären», Oberdiessbach.

Rechts: Frau Wwe. Bertha Zumstein-Stettler wirtete von
 1907 bis 1911 auf der Falkenfluh. Sie eröffnete den Ganz-
 jahresbetrieb; unter ihr und bis zum Jahr 1914 erlebte das
 Kurhaus seine Glanzzeit.

Oben: Anzeige aus dem Jahr 1883.

Zur Unterhaltung der Gäste standen ein Klavier und verschiedene Gesellschaftsspiele zur Verfügung, und auf Wunsch wurden «Soirées dantesques» veranstaltet. Der Kurort besass eigenes Trinkwasser; die vorsorgliche Untersuchung durch Apotheker Dr. Christian Müller in Bern vom März 1881 brachte ein sehr gutes Ergebnis. Unmittelbar bei der Quelle, etwas unterhalb des Hotels, wurde ein Badhaus errichtet und mit vier grossen Bottichen versehen. Später, als das bescheidene Vorkommen nicht mehr genügte, konnte Wasser durch eine etwa 500 Meter lange Leitung von der «Barichti» her bezogen werden.

Das Haus wurde zwar als Luftkurort und Höhenkurort angepriesen, tatsächlich mögen viele in frischer Luft und natürlicher Umgebung ihre Gesundheit wieder erlangt haben, aber Lungenkranke fanden keine Aufnahme, «mit Rücksicht auf die Gäste». Andererseits wurden dem ersten Besitzer wohl nicht umsonst medizinische Fähigkeiten nachgesagt. Im Wanderbuch «200 Ausflüge von Bern», Zürich 1896, steht: «... Brenzikofen, Sitz des Naturarztes Kolb». Anlässlich eines späteren Umbaus im Erdgeschoss des Hotels sollen Mengen von Medizinalfläschlein zum Vorschein gekommen sein.



Oben: Die Belegschaft um 1895. Vorne rechts: Christian und Anna Stettler, Geschwister der nachmaligen Fluh-Wirtin Bertha Zumstein-Stettler. Links: Adolf Zürcher, genannt Bäre-Doufeli, der frühmorgens die Gipfeli vom Dorf auf die Fluh brachte.

Unten: Zufriedene Hotelgäste aus Paris hinterliessen dieses Bildlein und schrieben dazu: «Madeleine Chaumont, en souvenir de notre agréable séjour à la Falkenfluh. Août 1897.»

Zu den ersten Hoteliers gehörten Samuel Dreyer (Vater), dann Samuel Hänni mit einer Tochter von Jakob Kolb, Nanette. Das Kurhaus blieb zunächst im Besitz von Kolb, jedenfalls noch, als Elise Burgdorfer-Aebersold die Leitung übernahm. Diese energische und umsichtige Frau, nachmalige Frau Stettler, führte eine Zeitlang die «Falkenfluh» und den «Bären» in Oberdiessbach gleichzeitig. Sie liess eine direkte Telefonverbindung von der Fluh zum «Bären» errichten, was zu jener Zeit etwas ganz Neues darstellte. In weitem Fall ging die Leitung vom «Chutzen» zum Bürglenhubel hinüber. Gäste des Kurhauses konnten sich im «Bären» melden und wurden mit dem Zweispänner abgeholt. Nach-





folgerin von Elise Stettler war ihre Stieftochter, Frau Zumstein-Stettler. Diese betrieb die Wirtschaft bis 1911, dann übergab sie das Geschäft ihrem Sohn Eduard Zumstein-Eberhard, der es bis 1923 führte.

Oben: Die Postkutsche auf Falkenfluh, 1913.

Unten: Panorama von 1907. Die Ansicht mag zunächst etwas verwirren; die Alpen sind von Norden, die Häuser von Süden aufgenommen. Hauptgebäude mit Anbau, die Dependance (Schür), Kegelbahn im Freien.

Rechts: Vorübergehend besass das Kurhaus eine eigene Poststelle, betreut von der Hotelière.



Die Saison dauerte anfangs vom 15. April bis 15. Oktober. Ab 1907 waren das Hotel und die Pension auch im Winter geöffnet, als «beliebter Treffpunkt der zahlreichen Skifahrer in dem idealen Skigelände der Umgebung».

Ursprünglich reisten auswärtige Gäste von der Bahnstation Kiesen an oder auch von Konolfingen. Für fünf Franken konnten sie sich mit einem Extrafuhrwerk «bis auf den Kulm» führen lassen. Nach der Eröffnung der Burgdorf-Thun-Bahn 1899 standen an der Station Oberdiessbach auf Bestellung Ross und Wagen zur Verfügung. Die Bergfahrt kostete (1907) mit Gepäck drei Franken, für zwei oder mehr Personen je Fr. 2.50, die Talfahrt Fr. 2.–. Zweimal täglich kam die Post. Viel Wissenswertes stand in einem schmucken Prospektlein, für weitere Auskünfte wurde auf das Hotel «Bären» in Oberdiessbach verwiesen.

Bis zum Ausbruch des Weltkriegs 1914 erfreute sich das Kurhaus Falkenfluh regen Zuspruchs, dem Vernehmen nach auch bei einem grossen ausländischen Publikum. Die Gäste durften Ansprüche stellen, waren zufrieden und kamen wieder. Als Beispiel wollen wir einen Kartengruss wiedergeben, der im August 1909 nach Deutschland ging:

«L. Luise. Sende Dir von unserer Sommerfrische herzliche Grüsse. Seit 8 Tagen sind wir hier auf diesem schönen Fleck + gedenken noch 2 Wochen

zu bleiben. Dann noch 4-5 Wochen Basel, Spalenring 134, u. hernach Strasbg. so Gott will. Wie ist es Dir ergangen im schönen Ebersdorf, hast Du Dich gekräftigt? M. l. Emma kann doch wieder etwas schlafen + hat sich nett erholt. Man ist sehr gut hier à 4 fr 50. Auch d. Gesellschaft über 60 Pers. ist nett. Lass bald etwas von Dir hören + sei herzliche gegrüsst von uns 2 besonders von D. Ch. Sp.»

Das gefährliche Fluhweglein

Von Oberdiessbach führt ein Wanderweg in etwa 1¼-1½ Stunden durch die Unterhausweid auf die Fluh. Bequem gelangt man zum Aussichtspunkt auch über die Fahrstrasse von Bleiken her. Reizvoll, aber nur vorsichtigen Wanderern zu empfehlen, ist das Weglein längs des südseitigen Abhangs von der Bleikenstrasse her. Dieser Weg ist schon tags und bei schönem Wetter nicht ganz ungefährlich, geschweige denn nachts und für eine ortsunkundige Person. Im Herbst 1896 weilte eine vornehme Dame aus Würzburg, Freiin Bertha von Wolfskeel-Reichenberg, auf der Falkenfluh zur Kur. In der Nacht zum 12. September verschlechterte sich ihr Gesundheitszustand, und Fräulein Marie Binder aus Genf wollte in Oberdiessbach bei Dr. Schüpbach Arzneimittel holen. Zur Abkürzung wählte sie das Fluhweglein, stürzte in der Dunkelheit ab und fand den Tod. Bertha von Wolfskeel starb im Juli 1901. Auf

Bereits 1907 wurde hier
Wintersport propagiert.

FALKENFLUH IM WINTER!

Seit dem Jahre 1907 ist das Hotel und Pension Falkenfluh auch im Winter geöffnet. Ebensoviele Vorzüge, die den Höhenkurort Falkenfluh als Sommerfrische par excellence stempeln, können auch für einen Winteraufenthalt angeführt werden.

Während im Tale oft tagelang ein ungesunder, drückender Nebel lagert, geniesst man hier oben den prächtigsten Sonnenschein.

FÜR SKIFAHRRER speziell (sowohl für Anfänger wie für Geübtere) bieten die sanft geneigten Abhänge und die grossen Wiesenflächen ein Feld zur Pflege des gesunden Sports, wie man es schöner kaum wünschen kann.



ihren Wunsch wurde sie neben Marie Binder auf dem Diessbacher Kirchhof bestattet. Für die Armen von Oberdiessbach hatte sie 500 Franken vermacht. Zwei flachliegende, von einem Eisengitterchen umschlossene Grabplatten deckten bis 1938 die Ruhestätte der beiden Frauen an der Südseite der Kirche.

Die «Falkenfluh» nach 1918

Der Erste Weltkrieg und die Zeit danach brachten einen spürbaren Rückgang der Hotellerie, ausländische Gäste blieben mehrheitlich aus. Nach wie vor war der Aufenthalt auf der Falkenfluh beim einheimischen Publikum beliebt. Seit 1927 besteht ein Postautokurs Oberdiessbach-Bleiken, zunächst mit einem achtplätzigem Personenwagen, abgelöst 1948 durch einen Car. Chauffeur war Posthalter Fritz Graf, und er fuhr anfangs noch bis auf die Falkenfluh. Sonntags musste er manchmal zwei- oder dreimal fahren. Im Hotel waren nun regelmässig Ferienkolonien untergebracht, namentlich aus den Kantonen Basel-Stadt und -Land. Von Basel her seien auch noch in den sechziger Jahren Gesellschaften angereist zum Essen im Hotel. Während und nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Gebäude häufig durch militärische Einquartierungen beansprucht. Das Strässlein war noch wenig ausgebaut und hatte seine Tücken. Es wird erzählt von einem

Bierauto, das den Halt verloren und sich mehrmals seitlich überschlagen habe. Die Schaumkrone war gewaltig. Der Chauffeur trug Verletzungen davon und Leute aus der Umgebung die ganz gebliebenen Flaschen.

Im Hotel folgten auf Eduard Zumstein nach 1923 die Inhaber Brand, Senn, Siegenthaler-von Gunten und Samuel Dreyer (Sohn des bereits genannten S.D.). Ab 1945 wurden Hotel und Gastwirtschaft von der Familie Hadorn-Fankhauser geführt, die 1968 den Betrieb einstellte. Bereits 1960 standen Grundstücke für Ferienhäuser zum Verkauf, das Hotelgebäude selber wechselte 1968, 1974 und 1993 den Besitzer. Vorübergehend wurden dort Reformprodukte hergestellt, und eine Zeitlang bestanden Pläne, ein Seminarhotel und Ferienzentrums einzurichten. Eine Neubelebung der Gastwirtschaft in der Dependance um 1990 kam über die ersten zwei bis drei Jahre nicht hinaus. Heute sind im Haupt- und im Nebengebäude Privatwohnungen untergebracht.

Hochwacht und Ausguck

Hochwachtfeuer gehörten zum Alarmsystem des alten Bernischen Staates. Zur Zeit seiner grössten Ausdehnung, im 17. und 18. Jahrhundert, wurden gegen 200 sogenannte Chutzen unterhalten. Ein solcher Posten bestand auch auf der Falkenfluh.

Der Chutzen von 1953, ein gewaltiger Holzstoss mit dreieckigem Grundriss von 7 Metern Seitenlänge. In Brusthöhe ist ein Rost errichtet. Die Person daneben gibt einen Eindruck von der Grösse der Pyramide, die auch tags weithin sichtbar war.

Anlässlich der Feier «600 Jahre Bern im Bund» 1953 wurde das alte bernische Alarmsystem mit 86 Stationen rekonstruiert und am 12. Juni gezündet. Auf der Falkenfluh fand eine Feier statt mit Ansprachen und Vereinsdarbietungen. Der Holzstoss war durch tagelangen Regen durchnässt und liess sich nur schwer entzünden. (Die Chutzen in alter Zeit waren aus diesem Grunde mit einem Strohdach geschützt gewesen.) Ein gehöriger Zuschuss von Benzin brachte die gewünschte Wirkung. Von benachbarten Höhen grüssten weitere Feuer, es war ein erhebender Anblick. Am 31. Mai 1991 brannten nochmals Chutzenfeuer, diesmal im Rahmen der Feiern zum 700jährigen Bestehen der Eidgenossenschaft und zum 800jährigen von Stadt und Kanton Bern. An die alte Funktion der Hochwachten wurde zu Beginn des Zweiten Weltkrieges angeknüpft, als auf wichtigen Punkten im Land Fliegerbeobachtungsposten errichtet wurden. Ende 1940 bestanden in der Schweiz bereits 229 solcher Spähstellen und 37 Auswertungszentralen. Der Posten auf der Falkenfluh war am 1. Oktober bezugsbereit. Etwa 20 Mann aus der näheren Umgebung waren zur Bedienung einberufen, die Hälfte davon Hilfsdienstpflichtige. Das Häuslein steht noch und ist zurzeit von Amateurfunkern belegt.

Doch muss ein von der Natur so begünstigter Punkt, der sich wie eine Kanzel über dem Mittelland erhebt, nicht vor allem militärisch genutzt sein. Reisehandbücher schon vor 1900 widmen der Falkenfluh in der Regel ein Abschnittchen, auch im «Baedeker» ist sie erwähnt. Die landschaftliche Schönheit wird gelobt, die Abgeschiedenheit, die erholsamen Wanderwege, die Tannenwälder. Der «Tägliche Anzeiger» von Thun preist 1881 die Aussicht in den höchsten Tönen, der Hausprospekt von 1885 ergänzt und nennt unter anderem zehn Schlösser, die von hier aus zu sehen sind (wenn man weiss, wo suchen). Der aufmerksame Wanderer soll sich Zeit nehmen



und prüfen. Heute ist allerdings der ehemalige Aussichtspunkt beim «Chutze» nach Westen durch Bäume und Sträucher verstellt; gute Ausblicke bieten die Nähe der Deltasegler-Startrampe und Stellen oberhalb des Hotels. Da reicht der Blick an klaren Tagen von den Alpen und Voralpen ins Guggisberger Land und über die Stadt Bern hinweg bis zu den Jurahöhen. Im Herbst das Nebelmeer: Auch wer es schon öfters gesehen hat, ist ergriffen wie beim ersten Mal. So ist es nicht erstaunlich, dass die Falkenfluh Dichter und Komponisten zu Schöpfungen an-



Die Fackel im 1923 geschaffenen Bleiken-Wappen erinnert an die Hochwacht auf der Falkenfluh.

HÖHENKURORT
Falkenfluh
 1086 m.ü.M.
 BEI OBERDIESSBACH



Werbeprospekt aus den 1940-er Jahren.

geregt hat. Kurgast David Aemmer schuf 1906 mehrere Falkenfluh-Gedichte, in mehr als einem Chorlied wird die Falkenfluh besungen. Seinerzeit war auch noch ein «Falkenfluh-Jodel» von Schmalz und Krenger zu hören. Jakob Christoph Heer erwähnt 1892 die Falkenfluh im Bericht über eine seiner Ballonfahrten mit Spelterini (Alpenhorn-Kalender 2005), Rudolf von Tavel, der die Gegend gut kannte, nennt in seinem Roman «Die heilige Flamme» die Falkenfluh «Stahrenfluh».

Die Deltasegler

Vertreter einer zu Beginn der siebziger Jahre aufkommenden neuen Sportart haben die Falkenfluh für sich entdeckt: die Deltasegler. Der Startplatz ist ideal, und die sonnenbeschiene

Wand ermöglicht das Ausnützen aufsteigender Warmluft. Im November 1978 wurde eine Startrampe gebaut, ein Landeplatz steht in Brenzifkofen zur Verfügung. Bei thermisch günstigen Verhältnissen konnten auch schon weite Strecken bewältigt werden, wie erzählt wird, einmal bis nach Lachen am Zürichsee. Im Hinblick auf das Zurückfliegen oder aus Rücksicht auf die Rückholer werden mit Vorteil kürzere Strecken gewählt. Denn das Segeln ist anstrengend; mit höchstens fünf Stunden Flugdauer sind die Grenzen der körperlichen Leistungsfähigkeit erreicht. Bei aller Begeisterung ist auch nicht die kleinste Unachtsamkeit erlaubt. Die wenigen Unfälle an der Falkenfluh seien auf falsches Verhalten beim Abheben zurückzuführen, hat man uns versichert. In den ersten Jahren waren auf der Falkenfluh an schönen Tagen 30–40 Starts zu verzeichnen, jetzt sind es noch etwa 20.

Nach wie vor: Prächtige Wanderungen

Die Falkenfluh ist geblieben, was sie war, ein gern aufgesuchter Etappen- oder Zielort für den Südteil des Amtes Konolfingen und die angrenzenden Gebiete. Von hier aus führen Wanderwege nach der Aeschlenalp, nach Linden, Heimenschwand, dem Schlegweg- und dem Schnittweierbad, nach Steffisburg und Thun. Unternehmungslustige Wandernde finden viele weitere lohnende Ziele. Und wenn auch auf der Fluh kein Wirtshaus mehr Erfrischung bietet, so liegen doch Gaststätten gut verteilt in der Gegend, zum Beispiel die «Traube» in Bleiken, um nur die nächste zu nennen.

Wanderer und Sonntagsbummler, die in Oberdiessbach aus dem Zug steigen, mögen noch andere lohnende Strecken begehen, die Fluh aber und ihre Umgebung haben wesentlichen Anteil an der Inschrift auf dem Postwerbestempel:



Die goldene Kette

Eine Sage und ihre Hintergründe

Peter Vogel

Die Gegend um Oberdiessbach ist weniger reich an Sagengeschichten als etwa gewisse Täler im Alpenraum. Dennoch sind einige bekannt. In einer Zeit, da man noch mehr erzählen hörte als heute, wurden vier der schönsten Sagen aufgeschrieben und so vor dem Vergessen bewahrt. Eine davon geben wir hier wieder, in der Form, wie sie 1905 erstmals festgehalten wurde.

«Vor Zeiten lebte zu Diessbach ein ehrbarer Nagelschmied. Er war arm und konnte sich und seine Familie durch seiner Hände Arbeit nur kümmerlich ernähren. Seine Gewohnheit war, schon in früher Morgenstunde den Amboss erklingen zu lassen, und unter den wuchtigen Streichen sprühten die Funken durch die Schmiede, bis die Sonne ihren Lauf vollendet hatte. Dann zog auch unser Nagelschmied seinen Lederschurz aus und freute sich, dass er für seine Lieben wieder ein ordentliches Stück Geld verdient hatte. Zudem war die grüne Flasche, die vielerorts so viel Unheil stiftet, in seinem Häuslein ein unbekann-

ter Gast. Darum fanden Not und Mangel keine Herberge unter seinem Dache.

Eines Morgens trat ein armes, altes Weiblein in seine Werkstatt und schützte vor, einige Nägel kaufen zu wollen. Der Schmied gab ihr das Verlangte umsonst und schenkte der Hungrigen sein Morgenbrot. Ein anderer hätte das arme Geschöpf vielleicht vom Hause fortgejagt. Das Weiblein dankte höflich und bemerkte im Fortgehen: «Jede Guttat trägt Zinsen. Sie sollen dir nicht ausbleiben. In der St.-Andreas-Nacht, wenn die Glocke elf geschlagen, gehe hinauf zum Schlosshügel mit den vier Kastanienbäumen. Dort, wo um elf Uhr



Nägel von der unteren Schlossscheune, 19. Jahrhundert. Bis ins 20. Jahrhundert hinein wurden auch in Oberdiessbach noch Nägel von Hand geschmiedet.



Oben: Die zwei verbliebenen Bäume im Mai 1998.

Unten: In der Bildmitte die vier prächtigen Kastanienbäume über dem Schloss Oberdiessbach. Aufnahme aus dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts.



In Schlossnähe am Bach stand dieses Haus, im Volksmund «die uralte Nagelschmiede» genannt. Seit Menschengedenken war hier keine Werkstatt mehr in Betrieb. Aber erst vor etwa sechzig Jahren wurden der Amboss und Restbestände von Schmiedewerkzeug weggeschafft. Im Fussboden fanden sich handgeschmiedete Nägel. An der Stelle des 1977 abgebrochenen Gebäudes steht heute das Mehrfamilienhaus Schlossstrasse 41.

der Mondschaten hinfällt, liegen zwei goldene Ketten verborgen. Die eine gehört dir, die andere verkaufe und gib den Erlös den Armen.» Ehe der Schmied es recht wahrnahm, war sie bei diesen Worten verschwunden.

Obschon ihm die Sache merkwürdig vorkam, tat der Nagler doch, wie die Alte ihn geheissen, ging zur bestimmten Zeit hinauf an den Schlosshügel, grub nach und fand richtig die beiden Ketten. Er wurde ein reicher Mann. Aus dem Gelde, das er für die eine löste, unterstützt man noch heute arme, tüchtige Jünglinge, die ein Handwerk erlernen wollen.»

Beim Lesen fällt auf, dass die Sage mehrere symbolbeladene Einzelheiten aufweist. Zunächst die Hauptperson: Der Schmied steht bei vielen Völkern in hohem Ansehen, weil er das Feuer beherrscht und sich dienstbar macht. Er kann Zauberer sein oder Priester, in alten Götter- und Heldensagen nimmt er einen bevorzugten Platz ein (Hephaistos, Wieland). Oder er erhält Besuch aus der Götterwelt, wie Meister Oluf, der Schmied auf Helgoland, der auserwählt ist, Odins Pferd zu beschlagen. Als das Christentum zunehmend an Boden gewann und die alten Götter zu Dämonen umgedeutet wurden, war es der Teufel, der den Schmied aufsuchte, so in der Walliser Sage

(Visperterminen, Rumpelbach). In Diessbach wiederum ist der Besucher ein guter Geist in der Gestalt einer alten Frau.

An den Andreastag knüpft sich manche Überlieferung. Hexen tanzen an Kreuzwegen (in der Ostschweiz), der 30. November ist ein wichtiger Tag für Wetterregeln: «Andreasschnee tut Korn und Weizen weh» (Zürich); «Schnee vom Andreastag bleibt 100 Tage liegen» (Luzern). Schliesslich versuchten früher in der Andreasnacht junge Mädchen, nach einem bestimmten Ritual ihren künftigen Ehemann zu erblicken. In unserer Sage ist es ebenfalls die Andreasnacht, die dem Schmied zu seinem Glück verhilft.

Die Kastanienbäume sind Wirklichkeit. Noch beherrschen zwei von einstmals vier der prächtigen Bäume vom Schlosshügel aus die nähere Umgebung. Wie alt mögen sie sein? Täuschen wir uns nicht, Kastanien wachsen schnell, und die unsrigen sind sicher nicht mehr die, wovon die Sage meldet. Andererseits dürfen wir das Geschehen auch nicht zu früh ansetzen, denn wie uns ein Blick ins Lexikon belehrt, kann die Rosskastanie nicht zu den einheimischen Gehölzen im strengen Sinn gezählt werden. Sie ist im Kaukasus heimisch, die erste sei 1576 nach Wien gebracht worden.



Werkstattnotiz 1838 aus einer Diessbacher Nagelschmiede.

Der überraschendste Zusammenhang ist aber der: Die «Goldene Kette» besteht als Stiftung, gegründet durch Albrecht von Wattenwyl (1681–1743, Grossneppe des gleichnamigen Schloss-Erbauers). Die Ausübung eines Handwerks war seit langem

nicht mehr das Vorrecht des Städters, und es lag auch im Interesse der Herrschaft, tüchtige Handwerker im Dorf heranzubilden. Aus dem 18. und dem 19. Jahrhundert sind mehrere Jünglinge namentlich bekannt, die Beiträge erhielten. Bei Abbruch der Lehre musste das Geld zurückbezahlt werden. Im 20. Jahrhundert flossen Beiträge auch an Brandgeschädigte und «wo's am nötigsten». Das Spital und der Kindergarten, die Sonntagsschule und Schulen umliegender Gemeinden erhielten ebenfalls Zuwendungen. Das sogenannte «Herrschaftsarmengut» stand immer unter der Verwaltung der Familie von Wattenwyl, es besteht ein Stiftungsrat mit Präsident und Kassier. Der reale Wert des Kapitals bleibt erhalten, die Teuerung ist berücksichtigt. Nach wie vor werden Beträge ausgerichtet, zuletzt im Herbst 2005 an Unwettergeschädigte im Diemtigtal.

Weitere Fragen um Legende und Wirklichkeit bleiben offen, und wir wollen nicht daran rühren. Es liegt ja im Wesen einer Sage, dass man sie nicht bis ins Letzte ergründen kann und soll. Freuen wir uns an dem Umstand, dass die gute Tat eines Naglers jungen Leuten dazu verhalf, ihrerseits ein Handwerk zu erlernen, eben auch das eines Nagelschmieds, von denen es in Diessbach mehrere gab. Nehmen wir auch die Kette als schönes Symbol: Jeder verkaufte Goldring macht Menschen glücklich. Und die Kette wächst nach.

Um den Kern der Sage schuf Dorfchronist Niklaus Vogel ein Theaterstück in fünf Bildern, «Di guldegi Chötti», das 1967 von der Diessbacher Musikgesellschaft mit grossem Erfolg aufgeführt wurde.



Ein Mann seines Jahrhunderts

Aus dem Leben von Johann Jakob Vogt, 1816–1876

Peter Vogel

Vor 150 Jahren, am 15. August 1858, wurde der Schweizerische Typographenbund ins Leben gerufen. Mitgründer und verdienter Förderer war Dr. Johann Jakob Vogt aus Oberdiessbach. Auch auf andern Gebieten hat sich Vogt einen Namen gemacht, so im Schul- und im Armenwesen.

Herkunft und Familie

J.J. Vogt war Enkel eines Einwanderers aus Südbaden, Friedrich Vogt, der sich 1755 im Glasholz bei Oberdiessbach eingekauft hatte, ohne aber dort Wohnsitz zu nehmen. 1818 wurde die Gemeinde Glasholz Diessbach einverleibt, und die Nachkommen von Friedrich Vogt waren vorübergehend bernische Staatsbürger ohne Heimatort. Als solchen erhielten sie erst 1861 ihren derzeitigen Wohnort zugewiesen. Glieder zweier Generationen derselben Familie gehörten so vier verschiedenen Heimatorten an: Diessbach (in Dokumenten auch Diesbach, Ober-Diessbach, Diessbach bei Thun; heute Oberdiessbach), Herbligen, Hauben (seit 1888 bei Diessbach), Johann Jakob und eine in Bolligen wohnhafte Schwester wurden Bürger von Bern.

Johann Jakob Vogt verheiratete sich 1836 in Muri mit Magdalena Spring. Dieser Ehe entsprossen drei Söhne und eine Tochter. Magdalena starb 1859. Aus zweiter Ehe, 1860 mit Rosalie Weniger geschlossen, hatte Vogt eine Tochter.

Die Berner Familie Vogt soll zuerst einen «Schrägbach» im Wappen geführt haben, dann einen Vogtshut und drei Sterne. Der Diessbacher Stamm der Familie schuf sich 1978 ein eigenes Wappenbild mit Schwurhandzepter, Schwert und Stern.

Im Dienst der Volksbildung

Johann Jakob Vogt wurde am 12. September 1816 in Oberdiessbach geboren. In Unterseen und Burgdorf erhielt er, wohl von einem Lehrer oder

Pfarrer, die Ausbildung zum Lehrer. Schon mit 17 Jahren, am 17. November 1833, wurde er an die Schule Helisbühl (für Herbligen und Brenzikofen) gewählt, provisorisch für ein Jahr. Dann nahm er eine Stelle an in Steffisburg, und 1837 kam er nach Lotzwil. In diesem Jahr erhielt er sein Primarlehrerpatent. Nach einem Aufenthalt an der Schule im Götlibach, Thun, gründete er 1846 eine Realschule in Steffisburg, die sowohl Armen als auch Vermöglichen zugänglich sein sollte. Ein privater Subskribentenverein erhielt vom Regierungsrat eine Staatsbesteuer von jährlich 300, dann 400 Franken aus dem Kredit der Sekundarschulen. Diese Schule stand anfangs nur Knaben offen, bald aber erhielten auch Mädchen Zutritt. Von den vier ganz- oder teilzeitlich angestellten Sekundarlehrern bestritt Vogt mit den Fächern Geschichte, Geographie, Naturkunde, Technologie, Landwirtschaft, Chemie, Buchhaltung und Schönschreiben den Hauptteil (Angaben nach Chr. Schiffmann, 1916). Zugleich war er Schulkommissär für die Kreise Interlaken und Signau. Zehn Jahre lang war er auch Herausgeber des Schweizerischen Volksschulblattes. Vogt blieb in Steffisburg bis 1849. Anderweitige Tätigkeiten begleiteten Vogts Schuldienst und lösten diesen endlich ganz ab.

Waisenvater, Armenkommissär, Autor

Bevor J.J. Vogt zum zweiten Mal nach Steffisburg kam, war er Waisenvater im Knabenwaisenhaus in Thun. 1849 wurde er zum Vorsteher der Zwangsarbeitsanstalt Thorberg gewählt. Wie an-



Der Weiler Helisbühl, Gemeinde Herbligen, am Fuss der Falkenfluh. Das Schulhaus stand am heutigen Wyhaldeweg, nicht weit vom einstigen Siechenhaus. Als 1835 Herbligen und Brenzikofen eigene Schulen erhielten, wurde die Helisbühl-Schule aufgehoben, das Haus 1837 verkauft.



Der «Rebstock» in Oberdiessbach, Speisewirtschaft von 1847 bis 2005. Hier soll Johann Jakob Vogt mit Gleichgesinnten einen Lese- und Diskussionszirkel unterhalten haben. Der Bäcker Jakob Vogt, der im März 1877 als Wirt das Gasthaus übernahm, war ein Neffe von Johann Jakob (Aufnahme um 1912, mit Familie E. Klopffstein).

derswo in Europa kamen dann im Kanton Bern vorübergehend wieder die Konservativen an die Macht, oder, in damaliger Sprache ausgedrückt, es siegten die Schwarzen über die Weissen. Der Freigeist Vogt wurde noch vor Ablauf eines Jahres entlassen.

1853 zog Vogt wieder nach Diessbach. Er war nun Armenkommissär des Buchholterbergs. Im Jahr 1856 übertrug ihm die Regierung die Untersuchung der Armenverhältnisse in Guggisberg und Abligen, und von 1859 bis 1862 bekleidete er das Amt eines kantonalen Berichterstatters im Armenwesen.

Nach der erwähnten Entlassung als Anstaltsvorsteher widmete sich J.J.Vogt literarischen Arbeiten. Wichtiges Anliegen war ihm, dem Sohn eines Schneiders und Enkel eines Nagelschmieds, die Förderung des einheimischen Gewerbes. Er verfasste eine Schrift über den Handwerkerstand, die von der Gemeinnützigen Gesellschaft mit einem Preis gekrönt wurde. Auch eine Arbeit über das Legat des Bankiers Schnell in Paris (Viktoria-Stiftung) trug ihm eine Auszeichnung ein. Während seiner Zeit als Beamter der schweizerischen Bundeskanzlei (1851–1853) bearbeitete er ein Werk mit dem Titel «Das Armenwesen und die

diessfälligen Staatsanstalten; letztere mit besonderer Berücksichtigung der Zwangsarbeitsanstalt. Ein Beitrag zur Lösung gesellschaftlicher Lebensfragen», erschienen in zwei Bänden 1853 und 1854 in Bern. Auf Grund seiner Arbeiten erwarb sich Vogt den Titel eines Doktors der Philosophie an der Hochschule in Zürich.

Der Schweizerische Typographenbund, 1858

Wie kam Vogt, der weder Buchdrucker noch Schriftsetzer war, dazu, entscheidend am Entstehen der Typographengewerkschaft mitzuwirken? Geben wir ihm selber das Wort. In der «Helvetischen Typographia», deren erster Redaktor er war (1857–1859), schreibt er unter anderem: «Es treten für die schweizerische Typographenschaft diesen Augenblick nicht sowohl technische als vornehmlich soziale Fragen in den Vordergrund, und da bin ich besser zu Hause. Die sozialen Fragen sind mir ans Herz gewachsen, mein bisheriges Wirken zur Hebung der Volksschule, der Armenverhältnisse und des Handwerkerstandes bezeugen es. Die Buchdruckerhältnisse leiden an dem gleichen Grundübel, von dem das soziale

Leben überhaupt ergriffen ist: an selbstsüchtiger Zerfahrenheit. Es gilt, der Buchdruckerschaft nach aussen diejenige achtungswerthe soziale Stellung zu erringen, die ihrer ehrwürdigen Kunst und ihrer für die Menschheit so äusserst wichtigen Wirksamkeit entspricht. Es gilt aber auch – und dieses ist Bedingung zu jenem – die Emanzipation des Buchdruckerstandes von inneren Schäden und Gebrechen. Ich meine damit zunächst den Mangel an gegenseitigem Vertrauen unter ihnen selbst, das Ver zweifeln an besseren Zuständen und endlich den Mangel an persönlicher Energie und Thatkraft.»

Der Typographenbund wurde nicht ins Leere gepflanzt. Es bestanden Vereine in Sankt Gallen, Zürich, Bern, Genf, Lausanne, Schaffhausen, Aarau und Basel. Und bereits vor ihrer Grün-

Sie waren von Anfang an bei der Schaffung des Schweizerischen Typographenbundes beteiligt: Fabian Lack, Präsident des Initiativkomitees, Drucker und Verleger der «Helvetischen Typographia», Dr. J.J. Vogt, Mitglied, Verfasser der Zweckbestimmungen, Redaktor (Gedenkblatt aus der Jubiläumsschrift 1908).





ding verfügte die neue Vereinigung über ein gesamtschweizerisches Organ, die oben erwähnte «Helvetische Typographia», als erste Gewerkschaftszeitung der Schweiz. (1872 kam für die Westschweiz «Le Gutenberg» hinzu.) An der Hauptversammlung des Typographischen Vereins Bern vom 3. April 1858 wurde beschlossen, die Gründung eines Schweizerischen Typographenbundes einzuleiten. Nach Veröffentlichung des Beschlusses, worin auch die Prinzipale eingeladen wurden, trafen aus allen Teilen des Landes zustimmende Zuschriften ein. Dem siebenköpfigen, von Fabian Lack präsierten Initiativkomitee gehörte Dr. J.J. Vogt an. Er hatte das Programm entworfen, worin Zweck und Ziel der Organisation klar umschrieben waren. Die Hauptbestimmungen betrafen die Mitgliedschaft, das Lehrlingswesen, die Gehilfenlöhne, die Druckpreise, das Kassenwesen (Kranken-, Invaliden- und Pensionskasse, Witwen- und Waisenhilfskasse u. a. sowie die angestrebte Freizügigkeit unter den Druckorten).

Am 15. August 1858 erfolgte im «Turm» in Olten die Gründung, einstimmig und «mit stürmischen

Oben: In diesem Haus in der Altstadt von Olten wurde 1858 der Schweizerische Typographenbund gegründet. Die «Wirtschaft zum Thurm» ist heute ein China-Restaurant.

Unten: Jubiläumssignet des STB 1958. Im Jahr 1980 erfolgte der Zusammenschluss mit dem Schweizerischen Buchbinder- und Kartonageverband, SBKV, zur Gewerkschaft Druck und Papier, GDP, welche 1998 in der neuen Medien-gewerkschaft Comedia aufging.





Oben: Jubiläumspostkarte des STB 1908.

Rechts: Der weit herum berühmte Balsam wurde von alters her in Diessbach hergestellt, jedenfalls seit 1748. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts erwarb Dr. Johann Jakob Vogt das Rezept und stellte eine Zeilang den Balsam auch selber her. Später veräusserte er das Ganze an seinen Bruder Samuel Vogt-Schüpbach, der es einem weiteren Bruder, Christian, übergab. Von da an blieben Besitz und Herstellung bis 1985 bei der Familie Vogt (Inserat aus dem Alpenhorn-Kalender 1928, auf der Etikette noch der «Vogtshut»).

Beifallsbezeugungen», wie es heisst. Tagespräsident war Herr Müller aus Diessenhofen, Teilhaber der Firma Herzig & Müller in Langenthal. Als Sekretär amtierte Dr. Vogt (aus Diessbach bei Thun). Sein gedrucktes vorliegendes «Berner Programm» wurde gutgeheissen. Die gewählte «Central-Commission» bestand aus sieben Prinzipalen und acht Gehilfen, Präsident wurde der Aarauer Prinzipal Albrecht. Vogt gehörte der Kommission nicht an, war aber bereit, wiederum als Sekretär mitzuhelfen. Der Typographische Verein Bern er-



Vor mehr als 150 Jahren schon ist der berühmte

DIESSBACH-BALSAM

als unentbehrliches Hausmittel fabriziert worden. Gegen

**Uebelkeit,
Blähungen,
Erbrechen,
Magenkrämpfe etc.**
und äusserlich für

Schnittwunden

kann kaum ein besseres Mittel angewendet werden.

Hergestellt von:

**Felix Vogt, Drogerie,
Oberdiessbach.**

Erhältlich nur in
Originalflaschen

zu Fr. —,70, 1.50, 3.— und 5.—
in allen Apotheken u. Drogerien.

nannte Dr. Vogt «in Anerkennung seiner grossen Verdienste um das Wohl des schweizerischen Buchdruckerwesens» noch im selben Jahr zum Ehrenmitglied.

Nach Amerika!

Im Jahr 1862 fällt ein Schatten auf den Lebenslauf von J.J. Vogt. Wer wie er auf so vielen Gebieten erfolgreich tätig ist, läuft auch eher Gefahr zu straucheln als andere. Im Umgang mit öffentlichen Geldern liess sich Vogt eine Verfehlung zuschulden kommen, wofür er mit der ganzen damaligen Strenge des Gesetzes verurteilt wurde. Auf Vogts mehrmaliges Gesuch wandelte der Grosse Rat – einer damaligen Praxis entsprechend – die Gefängnisstrafe um in Landesverweisung. Die Ausreise 1864 wurde von der Berner Zunft zu Pfistern ermöglicht, und wie so viele vor und nach ihm in ähnlicher Lage fand Vogt in Nordamerika eine neue Bleibe. Dort hat er die Scharte tüchtig ausgewetzt, zunächst als Lehrer in



Boischaft aus der Neuen Welt. Vogt als Prediger. Auf der Rückseite des Bildes lässt sich die Widmung entziffern: «Meinem theuren Bruder Christian, von seinem Bruder Jacob. Gott zum Gruss!»

Oben: Milwaukee am Michigensee im Bundesstaat Wisconsin, im Jahr 1866. Die Stadt zählte damals schon über 50'000 Einwohner. Mehr als die Hälfte davon waren Deutsche und Nachkommen deutschsprachiger Einwanderer. Ein zeitgenössischer Bericht nennt Milwaukee «die deutscheste Stadt im ganzen Nordwesten» und fährt fort: «Die dortigen Amerikaner, die kaum ein Drittel der Einwohnerschaft ausmachen, sprechen mit Anerkennung von der Deutschen Gesellschaft, von ihren gebildeten Cirkeln, von ihrem blühenden Zustande und namentlich von ihren musikalischen Leistungen und Concerten.» Da mag der Einwanderer J.J. Vogt den ihm gemässen Rahmen gefunden haben.

Milwaukee. Dann schlug Vogt nochmals eine neue Laufbahn ein. Genaueres über den Wandel vom liberalen Politiker und Schulmann zum «Pastor in Alton» (Illinois, am Mississippi) und welcher Art Gemeinde er dort vorstand, ist uns nicht bekannt. Als Pastor auch beendete er seine Tage. Johann Jakob Vogt starb am 11. September 1876 in Evansville am Ohio, Indiana.

Quellen: Ein Sohn von J.J. Vogt war ab 1884 bei der kantonalen Steuerverwaltung in Bern angestellt. Auf seine Auskünfte, ergänzt durch Angaben aus dem Staatsarchiv, stützte sich zur Hauptsache der Lebenslauf in der Jubiläumsschrift des STB, Basel 1908, die für den vorliegenden Beitrag als Grundlage diente. Ferner waren uns die privaten Aufzeichnungen des Notars Johann J. Hofer aus dem Jahr 1873 zugänglich. Für weitere Hinweise dankt der Verfasser den Herren Dr. Robé, Thun, Franz Vogt, Oberdiessbach, und Frau Marianne Zafrani, Bern.

Der Spechtenlochpfarrer

Eine heimische Sage und ihr Umfeld

Peter Vogel

Die vielen Büssersagen in der Schweiz und wohl auch in andern Ländern zeugen vom tief im Volk verankerten Wunsch nach Sühne und Gerechtigkeit. Wer als Bösewicht zu Lebzeiten nicht ausreichend bestraft wurde, muss nach dem Tode büssen. Manchmal aber schimmert ein Begriff durch von Gnade und Vergebung. So auch in unserem Beispiel.

«Wi wyt isch er afe?» Diese Frage wird regelmässig gestellt, sobald vom Spechtenlochpfarrer die Rede ist. Diese bekannteste der Sagen aus der Gegend um Oberdiessbach wurde schon oft erzählt, mehrmals abgeschrieben, und immer wieder wird nach Einzelheiten gefragt. Wir geben die Sage hier wieder, wie sie der Lehrer und Chronist Hermann Vogel, Wichtrach, vor mehr als hundert Jahren erstmals schriftlich festgehalten hat:

«Weit hinten im Diessbachgraben hat sich ein Sturzbach inmitten mächtiger Tannen einen recht romantischen Felsenkessel ausgewaschen. Mit nicht gelindem Schauern steigen etwa Kinder da hinauf. Sie fürchten sich vor dem Spechtenloch-

pfarrer, den sie hinter jedem Stamme zu erblicken wännen. – Vor der Reformation soll zu Diessbach ein gar gottloser Leutpriester gelebt haben, der den Namen eines Knechtes Gottes am allerwenigsten verdiente. Er führte ein lasterhaftes Leben. Statt fleissig Gottes Wort zu lesen und seinen Pfarrkindern auszulegen, ging er hinab in den Keller, trank und spielte mit ausgelassenen Gesellen oder ging als leidenschaftlicher Jäger dem Waidwerk nach. – Gott strafte den Übermütigen seines schlimmen Wandels wegen. Der Gottlose fiel die Treppe hinunter, brach das Genick und starb. Im Grabe konnte er keine Ruhe finden. Tag und Nacht musste er herumirren.



Das Spechtenloch. Nach einem Lichtdruck um 1900.

Bald erschien er den Leuten als Hund mit feurigen Augen, bald als brennender Mann, oder als grüner Jäger. Des Nachts soll er auch auf den Friedhof gekommen sein, hier zu lärmern und zu toben. Endlich wurde er von Kapuzinern gefangen und gebannt. Die einsame Schlucht hinten im Walde, das Spechtenloch, ward ihm zum Aufenthalt angewiesen. Jedes Jahr dürfe er einen Hahenschritt dorfwärts kommen. Bereits sei er bei der Mühle im Graben angelangt. Hat er einmal wieder den geweihten Boden der Kirche betreten, so ist er erlöst und kann dann Ruhe finden. Bis aber dies geschieht, wird noch manch Wassertröpflein den Bach hinunter fließen.»

Soweit der überlieferte Text. Nach der Bedeutung des Namens Spechtenloch wollen wir nicht lange suchen. In diesem für die Holzerei schwer zugänglichen Gelände bleiben nach Sturmwettern die gefallenen Stämme oft längere Zeit liegen und bieten Insektenlarven Unterschlupf, gefundenes Fressen

wiederum für den Specht. Hier treten Buntspecht und Grünspecht auf, aber selten gleichzeitig und nie in grösserer Zahl. Ein Anwohner hat vor Jahren auch einen Schwarzspecht beobachtet. Mit dem Specht als Regenvogel und Hagelbringer, als welcher er in gewissen Gegenden galt, hat unsere Sage nichts zu tun. Die geheimnisvolle Stelle liegt in einem der Waldgräben, die sich aus südöstlicher Richtung zum Diessbachgraben ziehen. In der Mitte des überhängenden Talkessels plätschert das Bächlein als Wasserfall nieder. Das Ganze bietet ein Bild, wie wir es ähnlich auch am Belpberg finden, im Graben oberhalb der Schützenfahrbrücke bei Münsingen. Wie dort treten im Spechtenloch harte und weiche Schichten von Molassegestein zutage: Nagelfluh, Sandstein, Mergel, auch Lehm. Aber anders als am Belpberg finden wir hier keinen Muschelsandstein mit Versteinerungen, dafür bescheidene Vorkommen von Steinkohle. Im Jahr 1859 erhielt Notar Johann Hofer eine Ausbeu-



Aufnahme März 2008. Für den Zugang sind zu jeder Jahreszeit griffige Schuhe und ein solider Wanderstock zu empfehlen.



Auf dem Weg zum Spechtenloch öffnet sich rechter Hand ein Graben zu einer ersten, ebenfalls eindrucksvollen Felsarena. Der vorsichtige Kletterer lasse sich nicht täuschen, sondern behalte die Richtung bei; das Ziel ist fast in Sichtweite.



Da, wo das Bächlein aus dem finsternen Spechtenlochgraben ans Licht tritt und in den Diessbach mündet, stand einst die Getreidemühle. Weil das Rinnsal allein nicht genügend Erguss brachte, wurde Wasser in einem Kanal über mehrere hundert Meter vom Diessbach hergeleitet. Die Mühle war noch bis 1933 in Betrieb, im Jahr darauf wurde sie abge-

rissen. Das Holz wurde zum Teil wiederverwendet, zum Bau von Stall und Heubühne der Beszung Rosser, heute Trachsel. Vom Mühlrad und der Mühle selber sind keine Spuren mehr sichtbar. An der Stelle der später dort erbauten Garage steht heute die Zimmerei G. Trachsel (Bild vom Mai 2008).

gebungsbewilligung. Der Ertrag war aber so gering, dass die Versuche aufgegeben wurden (Ernst Werder: «Die Entwicklung des Gewerbes im Amt Konolfingen»). Das Interesse an wirklichen oder vermeintlichen Bodenschätzen hat nie ganz nachgelassen: Nicht weit von da hat man Spuren von Gold gefunden, und in jüngster Zeit wurde das Gelände auf Uran untersucht.

Zurück zu unserer Sage und zu Fragen, die sonst noch gestellt werden mögen. Eine Sage ist historisch meist nicht zu erfassen und lässt sich auch keiner Jahrzahl zuordnen. Darum ist es müßig, nach dem schuldigen Pfarrherren zu forschen. Jeder Stand weist schwarze Schafe auf, und auch in der langen Liste der Diessbacher Pfarrherren mag sich der eine oder andere finden, der «nicht gut tat»; mehr als einer wurde seines Amtes enthoben. Unsere Altvorderen, welche die Sage wei-

tergaben, wollten ihrem geschätzten Kilchherren nicht zu nahe treten und legten das Geschehen möglichst weit zurück in eine unbestimmte Vergangenheit, «vor der Reformation». Respekt vor dem Geistlichen, selbst wenn er fehlbar sein sollte, zeigt sich auch darin, dass er in der überlieferten Fassung nicht Pfaff genannt wird, sondern immer noch Pfarrer.

Vollends sympathisch wirkt der Umstand, dass dem armen Sünder ein Ausweg geboten wird. Alte Erinnerung an die Fegefeuerlehre aus vor-reformatorischer Zeit mag mit hineinspielen. Bemerkenswert ist die Art und Weise, wie die Erlösung geschehen soll. Wenn in andern Büssersagen etwa das böse Burgfräulein oder der ungerechte Gewalthaber alle hundert Jahre die Möglichkeit erhalten, durch einen begünstigten Menschen, vielleicht ein Sonntagskind, erlöst zu werden,

kann der Spechtenlochpfarrer langsam, aber stetig seinem Ziel entgegenschreiten. Das Motiv des Hahnenschrittes kommt nicht nur in unserer Sage vor. In weiten Gebieten ist es unbekannt, aber im Mittelland treffen wir es mindestens sechsmal. Was nun die Strecke und das Vorrücken betrifft, bleibt unser Gewährsmann H. V. vorsichtig und braucht die Form der Nacherzählung, die indirekte Rede: «Bereits sei er bei der Mühle im Graben angelangt» (nicht ist). Wer versuchen wollte, die Länge eines Hahnenschrittes auf der Strecke vom Graben zum Kirchhof abzutra-

gen, um so die Anzahl der erforderlichen Jahre festzustellen, käme zu einem erschreckenden Ergebnis. So tief zurück in die Vergangenheit kann das Geschehen nicht reichen, so fern in der Zukunft die Erlösung nicht sein. Und käme der Arme endlich zur Kirche, fände er dort den Friedhof nicht mehr; der ist 1960 aufgehoben und umgestaltet worden.

Wie weit ist er jetzt? Das wollen wir nicht mehr fragen. Hoffen wir, die sündige Seele möge bald die Ruhe finden, die ihr nach so langer Zeit der Busse wohl zu gönnen ist.

Der Chor der Kirche Oberdiessbach wurde 1498 erbaut, 30 Jahre vor der Reformation. Der Kirchhof war bis 1739 der einzige Beerdigungsplatz für das Dorf und die ausgedehnte Kirchgemeinde. Die letzte Bestattung fand hier vor 1908 statt. 1961 wurden alle noch bestehenden Grabsteine und Kreuze entfernt. Geblieben sind eine ovale Metalltafel und eine Steinplatte, beide aus dem 19. Jahrhundert, an der Aussenmauer des Chors.



80 Milliarden für einen Brief

Wie ein Musiker aus Oberdiessbach und ein Markensammler
in Wichtrach die Inflation erlebten

Peter Vogel

Über Wesen, Ursachen und Auswirkungen der Inflation, die in den frühen zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zuerst Österreich, dann Deutschland heimsuchte, geben Geschichtsbücher Auskunft. Wir zeigen hier das Fortschreiten der Geldentwertung am Beispiel von Briefen, die in den Jahren um 1923 von Leipzig nach Oberdiessbach gingen.

Dicke Post

Die meisten Briefe, die der junge Paul Vogel aus Leipzig in die Heimat schickte, waren an seine Eltern in Oberdiessbach gerichtet. Sein Onkel Hermann in Wichtrach bewahrte alle Umschläge auf und erkannte deren dokumentarischen Wert als Ganzes. Er riss nichts auseinander und löste keine Marken ab. Die umfangreiche Sammlung – über 100 Stück in einer Zigarrenkiste – hat die Zeit fast unbeschadet überstanden. Es sind auch einige wenige Postkarten eingereiht und Umschläge von andern Absendern, ebenfalls aus Leipzig. Ein Brief brauchte für die Strecke Leipzig–Oberdiessbach (oder Wichtrach) in der Regel zwei Tage. Manchmal kamen die Sendungen auch schon am Tag nach der Aufgabe an, und zwar nicht nur «Eilboten»-Briefe. Eingeschriebene Post hingegen weckte das Misstrauen der Finanzfahnder; die Briefe wurden untersucht und brauchten dann drei bis fünf Tage. Die Inschrift auf dem Klebeband lautet: «Geöffnet auf Grund der Verordnung vom 15. November 1918 (R. G. Bl. S. 1324). Die Postüberwachung erfolgt im Steuerinteresse und aus wirtschaftlichen Gründen. Reichsfinanzverwaltung.»

Buntes Abbild der Katastrophe

Das Fortschreiten der Geldentwertung bis zu ihrem Höhepunkt im November 1923 lässt sich am besten in einer Tabelle darstellen. Wir beschränken uns dazu auf eine aussagekräftige Auswahl.

Grössere Abweichungen in der Anstiegskurve der Taxen lassen sich mit Gewichtsunterschieden erklären oder mit Sonderleistungen wie Express- und Einschreibepost. Die wachsenden Tarife konnten in der ersten Zeit mit noch vorhandenen alten Kleinwerten beglichen werden. Was wie eine Gefälligkeitsfrankatur für den Sammler aussieht, war Notwendigkeit. Für den Brief vom 23. Oktober 1922 sieht das so aus:

3 Marken zu M. 4.–	12.–
1 Marke zu M. 2.50	2.50
7 Marken zu M. –.50	3.50
5 Marken zu M. –.40	2.–
	<hr/>
	20.–

Manchmal hatten nicht alle Marken auf der Vorderseite Platz, dann mussten die Briefe beidseitig beklebt werden. Bald gab's Wertzeichen zu 20 Mark, aber schon am 3. November 1922 brauchte es deren drei. Als die Beträge immer rascher anstiegen, wurden die verfallenen Bögen überdruckt, auf unserem Beispiel vom 7. Oktober 1923: 800'000 auf Marken zu vierhundert Mark, 2 Millionen auf fünftausend. Es lohnte sich nicht mehr, Marken auf Vorrat zu kaufen; sie wurden schnell wertlos. Eine 20-Millionen-Marke war am 15. November 1923 gerade noch als Verschlusskleber zu gebrauchen, bei einer Frankatur von 40 Milliarden Mark. So viel etwa betrug vordem der Grundwert aller Häuser Gross-Berlins (nach Stefan Zweig).

23. Oktober 1922:
20 Mark.



3. November 1922:
60 Mark.



Manchmal schickte Paul am selben Tag zwei Briefe weg, so am 9. November 1923. Den ersten frankierte er mit 4 Milliarden. Als er auf den zweiten, etwas grösseren Brief (die DIN-Formate waren noch nicht allgemein im Gebrauch) 10 Milliarden klebte, schrieb er auf die Rückseite: «Wenn nicht genügend frankiert, bitte an den

Absender zurück zur Nachfrankierung.» Diese Verzögerung hätte die Sendung nochmals verteuert, denn jetzt wurden Preise, Löhne und auch die Posttarife täglich angehoben, auf dem Höhepunkt der Inflation fast stündlich. Bei unseren Briefen steigt der Frankaturwert vom 19. auf den 21. November auf das Doppelte, nämlich von 40

21. April 1923:
380 Mark.
Einschreiben, geöffnet.



2. Juli 1923:
800 Mark.



auf 80 Milliarden. Was mit den Posttaxen geschah, ist ein kleines Abbild des allgemeinen Währungszerfalls: Am 15. November 1923 kostete ein Dollar 4'200'000'000'000 Mark (4,2 Billionen). Dreissig Druckereien druckten Tag und Nacht Banknoten. Am 16. November wurde eine neue Währung eingeführt, die aber, wie wir sehen, noch einige

Anlaufzeit brauchte. In der allerletzten Zeit der Inflation erschienen die neuen Marken ohne Aufdruck eines Wertes; diesen musste der Postbeamte nach dem neuesten Stand selber hineinschreiben. Vom Dezember 1923 sind uns keine Umschläge erhalten, sicher waren sie für den Sammler so nicht reizvoll genug. Eine andere Er-



7. Oktober 1923: 3,6 Millionen Mark. Überdrucke.



9. November 1923: 10 Milliarden Mark.

klärung für das Fehlen von Post ist die, dass Paul seine Weihnachtsferien in der Schweiz verbrachte, wie aus einem Konzertprogramm hervorgeht. Der nächste Brief, den wir besitzen, ist von Anfang 1924. Da war der Spuk vorbei, eine Mark war wieder eine Mark, und ein Brief von Leipzig nach Oberdiessbach kostete 30 Pfennig, wie zuvor.

Der Absender

Paul Vogel kam 1921 als 18-jähriger Musikstudent mit bereits soliden Vorkenntnissen ans Konservatorium Leipzig zu einer fünfjährigen Ausbildung. Leider sind von seiner umfangreichen Post nur die Umschläge erhalten und fast keine Briefe. Sicher berichtete Paul von seinen Fortschritten, bat seine musikkundigen Eltern um fachliche Hinweise und Meinungen und erteilte seinerseits Auskunft über von ihnen bestelltes Notenmaterial aus der Musik- und Verlegerstadt Leipzig. Über Pauls Zurechtfinden in jener turbulenten



Paul Vogel-Chabus (1903–1932), Organist in Leipzig und Zürich, Musikpädagoge, Komponist ... und fleissiger Briefeschreiber.

<i>Jahr</i>	<i>Datum</i>	<i>Mark</i>
1921	18.3.	–,80
	10.7.	1.20
	4.10.	1.40
	10.11.	1.70
1922	21.1.	4.–
	8.2.	4.–
	8.3.	4.–
	14.7.	6.–
	2.10.	30.–
	5.10.	20.–
	25.10.	20.–
	3.11.	60.–
	29.11.	40.–
	29.12.	80.–
1923	30.1.	150.–
	1.2.	160.–
	17.2.	150.–
	25.3.	300.–
	29.3.	300.–
	12.4.	450.–
	14.4.	900.–
	21.4.	380.–
	25.4.	380.–
	7.5.	550.–
	9.5.	380.–
	12.5.	300.–
	27.5.	450.–
	13.6.	530.–
	2.7.	800.–
	9.7.	2400.–
	8.8.	4500.–
	12.9.	200'000.–
	13.9.	300'000.–
	29.9.	750'000.–
	2.10.	6'000'000.–
	7.10. Karte	3'600'000.–
	9.10.	10'000'000.–
	15.10.	15'000'000.–
	2.11.	200'000'000.–
	9.11.	4'000'000'000.–
	9.11.	10'000'000'000.–
	15.11.	40'000'000'000.–
	19.11.	40'000'000'000.–
	21.11.	80'000'000'000.–
1924		–,30
1925		–,25
1926		–,25
1927		–,25

Zeit wissen wir wenig. Mindestens einen Teil seiner Auslagen konnte er in wertbeständigen Schweizer Franken abgelden. Diesbezügliche Notizen betreffen die Unterkunft und zum Beispiel das Stimmen seines Flügels. Wesentlich aber scheint uns dies: Während viele innert kurzer Zeit ihr gesamtes Vermögen verloren und andere darob reich wurden, nutzte Paul Vogel «die günstige Valutaperiode», wie er rückblickend schreibt, auf seine Weise. Er bereiste Deutschland, um «eine grosse Anzahl berühmter Orgelwerke in vielen Städten Deutschlands kennen zu lernen».

Auf einer Ansichtskarte aus Bremen berichtet Paul von seinem Auftreten im Dom am 14. Juli 1923, gibt auch technische Daten zum dortigen Instrument. Weiter auf das Werden und Wirken dieses begnadeten Musikers einzutreten, würde den Rahmen des Themas, das wir uns diesmal gestellt haben, sprengen. Auf Februar 1927 wurde er als Organist an die Kirche Zürich-Unterstrass und bald auch als Lehrer für Klavier und Orgel an die Musikakademie in Zürich berufen. Am Weihnachtsmorgen 1932 starb Paul Vogel, erst 29-jährig, an den Folgen einer Brustfellentzündung.

21. November 1923:
80 Milliarden Mark
(3 zu 20, 1 zu 10,
2 zu 5 Milliarden).



Ein Beispiel aus den
Jahren 1924–1927:
25 Pfennig.



Ein Dorf macht mobil

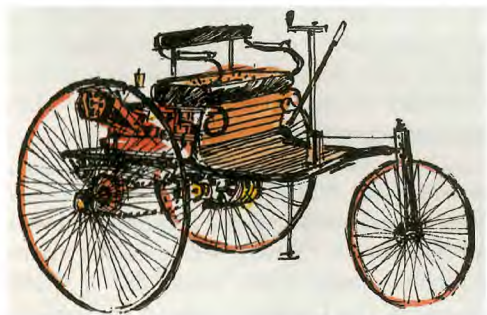
Aus den Anfängen des motorisierten Verkehrs in Oberdiessbach

Peter Vogel

Mit der Eröffnung der Burgdorf-Thun-Bahn (B.T.B.) am 19. Juli 1899 erhielt Oberdiessbach Anschluss ans schweizerische Eisenbahnnetz. Handel und Gewerbe, im Dorf bereits gut entwickelt, nahmen damit zusätzlich Aufschwung. Der allmählich einsetzende motorisierte Strassenverkehr machte endgültig den Weg frei ins 20. Jahrhundert.

Die ersten Autos im Dorf

«Die Jahre fliehn, es ändern sich die Zeiten; wo's still einst war, herrscht Leben allzumal. Durchs blüh'nde Dorf geschäftig Menschen schreiten, und flinke Räder rollen durch das Tal...» So reimte der Lehrer und Dorfpoet Hermann Vogt im Jahr 1911. Wann das erste Automobil durchs Dorf Diessbach rollte, ist nicht bekannt. Vielleicht war es ein Auswärtiger auf der Durchreise. Mit einer Mischung von Neugier und Misstrauen mögen die Dörfler das seltsame Gefährt bestaunt haben, wenn nicht gar mit Furcht. Denn wie von anderswo berichtet wird, seien die ersten Automobilisten beschimpft, tätlich angegriffen oder sonstwie behindert worden, mit Steinwürfen, Peitschenhieben, Flintenschüssen, Strassensperren. Die Gründung des Automobil-Clubs der Schweiz im Dezember 1898 sei eine Selbsthilfemassnahme gegen solche Übergriffe gewesen.



Für Oberdiessbach stellen wir uns die Anfänge weniger dramatisch vor. Der Nutzen der neuen Fahrzeuge wurde sicher dann eingesehen, als Tierarzt Däpp aus Wichtrach wiederholt auf seinem dreirädrigen Gefährt vorfuhr. Das war im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts. Schon um 1910 besass der Oberdiessbacher Arzt Doktor Schüpbach ein Auto. Später fuhr er ein rotes «Tatra»-Elektromobil. Die ersten Autos unterschieden sich äusserlich noch nicht allzu sehr von Pferdefuhrwerken, und jedenfalls Dr. Schüpbach, so wird erzählt, habe für Fahrten in den Kurzenberg hinauf zuweilen ein Pferd vorspannen müssen. Noch vor 1914 hatte Notar Hofer einen «Packard», und überhaupt waren die ersten Autobesitzer im Dorf Leute, die beruflich auch auswärts zu tun hatten, zum Beispiel Ärzte, Beamte, Metzger, Bauhandwerker. Das erste Lastauto im Dorf war, wie alt Garagier Gottfried Fuchser einmal festhielt, 1910 der «Turicum» der 1906 gegründeten Blechdosen- und Plakatfabrik «Union», aus der später die «Neopac» hervorging. Bald rüsteten sich auch andere Gewerbebetriebe mit dienlichen Nutzfahrzeugen aus: die Fellhandlung Neuschwander, die Sägerei, die Mosterei. Ernst Lanzrein von der Schlupf-Mühle hatte schon 1918 einen Saurer-Lastwagen.

Landwirt Ramser, Pächter auf dem Diessenhof, brauchte seit 1923 oder früher einen Raupentruktor mit Kartoffelpflug. Den ersten gewerblichen Traktor besass 1927 die Sägerei.



Drei Pioniere

Gottfried Fuchser, 1878–1975

Der gelernte Schlosser war ein unermüdlicher Schaffer und Pröbler. Schon als Mitbeteiligter der Ofenfabrik Fuchser, Schneiter & Cie. (später Schneiter & Stauffer) unterhielt er eine kleine Reparaturwerkstatt für Autos. Er sei auch der erste Autoverkäufer im Kanton Bern gewesen. Der Import geschah auf einfache Art: Fuchser fuhr mit der Bahn nach Turin, kaufte dort einen Fiat und fuhr mit diesem in die Schweiz zurück. 1922 erstellte er als Anbau an die 1899 anlässlich des Geleisebaus nach Osten verschobene Zuckerhütte beim Bahnhof eine Garagehalle mit Platz für 20 Wagen und einen ausreichenden Stock an Goodrich- und Michelin-Pneus. Fuchser unternahm Taxifahrten und Warentransporte in die nähere und weitere Umgebung, auf einem offenen Lastwagen auch Schulreisen. 1933 wurde das Unternehmen in die Geschäftszweige Garage und Gütertransporte aufgeteilt und so von den Söhnen übernommen.

Fritz Fuchser, 1902–1997

In Fleurier NE erlernte er den Beruf eines Mechanikers, und in Basel absolvierte er eine Ausbil-

Ende der Postkutschenzeit. Seit 1852 bestand ein Postkurs von Burgdorf nach Thun über Oberdiessbach. 1884 wurden Postkurse nach Kiesen, nach Linden und «Kreuzstrasse» (Konolfingen–Stalden) eröffnet. Der Kurs nach Kiesen wurde 1901 aufgehoben, der nach Heimenschwand 1922 durch einen Autopostkurs ersetzt. Seit 1927 führt die Autopost auch nach Bleiken und Wangelen. Vom Postbetrieb nach der Falkenfluh haben wir im Alpenhorn-Kalender 2006 erzählt. Das Bild vom 21. Mai 1922 zeigt die Pferdepost Oberdiessbach–Heimenschwand vor ihrer letzten Fahrt. Der Bub in der Bildmitte ist der achtjährige Robert Hofer, nachmals Pâtissier und Cafetier in Langnau. Der Mann mit dem Kind auf dem Arm ist Bärenwirt Hans Läderach mit Sohn Christian.

derung im Automobilbau. Dann trat er in den elterlichen Garagebetrieb an der Bahnhofstrasse ein, den er 1933 bis 1967 selbständig führte. Die Garage Fuchser vertrat neben Fiat auch Salmson, die Marke, auf welcher Fritz an Rennen teilnahm. Gehandelt wurde ebenfalls mit Autos der Marken Citroën und Opel.

Ernst Fuchser, 1910–1980

Nach seiner Ausbildung zum Elektromechaniker arbeitete er als Lastwagenchauffeur im Transportunternehmen seines Vaters, das er später übernahm. Den Lastwagen stellte er im Getreide-



Oben: Zwei Zeitalter begegnen sich in diesem Bild: Rechts erkennt man eine Futterkrippe, wie sie bei Gaststätten bereitstand, nebst den Stangen zum Anbinden der zahlreich vorbeikommenden Pferdegespanne. In der Mitte die Boten der neuen Zeit: Auto und Fahrrad. Beim Auto handelt es sich höchstwahrscheinlich um einen «Horch». Als August Horch im Juli 1909 wegen Meinungsverschiedenheiten mit dem Verwaltungsrat seine Firma verliess, konnte er den Namen

nicht auf das neue Unternehmen übertragen, weil er versäumt hatte, ihn schützen zu lassen. Da übersetzte er den Familiennamen Horch kurzerhand ins Lateinische, und so hiessen seine neuen Modelle und seine Fabrik fortan «Audi».

Unten: Bild vom Festumzug der Gewerbeschau 1923: Gottfried Fuchser führt auf seinem offenen Lastwagen eine Schulklasse auf die Reise.



Oben: Landwirt Ramser, Pächter auf dem Diessenhof, mit dem ersten Traktor.

Unten: Metzgermeister Schindler in seinem «Minerva», einem belgischen Wagen mit geräuscharmem aber kräftigem Schiebermotor. Es fällt auf, dass die Autos noch alle rechts gesteuert sind, entsprechend dem Sitzplatz der ehemaligen

Pferdekutscher. Audi war 1921 die erste deutsche Fabrik, die Wagen mit Linkssteuerung herstellte, wegen besserer Übersicht auf den Gegenverkehr. Diese Platzierung wurde von den andern Konstrukteuren übernommen, mit Ausnahme in der angelsächsischen Welt (nach F. Demètre, «Tribune de Genève»).



Oben: Der erste Lastwagen der Mosterei Oberdiessbach. Im Hintergrund das Sägereigebäude, abgebrochen 1998.

Unten: Der erste Lastwagen der Ziegelei, ein «Berna», 1924. Mit der dreiseitig kippbaren Ladefläche gehörte das Fahrzeug zu den ersten seiner Ausführung. Daneben die von der Ziegelei von Gunten entwickelte Ladevorrichtung.



speicher bei der Löwenscheune ein (östlich des heutigen Kantonalbankgebäudes). Der Schreiber erinnert sich noch an den charakteristischen Ton des alten «Berna»-Automobilmotors und auch an den neben der Führerkabine angebrachten grossen Holzvergaserkessel, womit das Gefährt während des Krieges ausgerüstet war.

Gewerbeschau 1923

Die «Gewerbeschau des Amtes Konolfingen» vom 23. September bis zum 21. Oktober 1923 war ein Grossereignis für Oberdiessbach, ein Dorf von 1500 Einwohnern. 139 Aussteller an 99 Ständen stellten ihre Erzeugnisse vor. Ein Festumzug an zwei Sonntagen bot nebst historischen Bildern und Jugendgruppen Einblick ins einheimische Gewerbe. Fast alle Nummern sind in zumeist guten Fotoaufnahmen festgehalten. Wer ein Auto besass, putzte es heraus, schmückte es mit Bändern und Blumen. Besitzerstolz und Fortschritts-glaube strahlen uns aus diesen Bildern entgegen,

Oben: Zwei frühe Fahrzeuge der 1906 gegründeten Blechdosenfabrik «Union», heute «Neopac».

Gegenüberliegende Seite oben: Nach dem Berufsverkehr erste «Sonntagsfahrer»: Diessbacher Prominenz auf einem Ausflug in die Umgebung. Am Steuer Fritz Ammeter mit Gemahlin, hinter ihnen Mostereiverwalter von Fellenberg, Käsehändler Eicher, Stationsvorstand Baumann, Lehrer Baumann. Stehend: Christian Stetler, vormals Bärenwirt.

Gegenüberliegende Seite unten: Die Garagierfamilie Fuchser um 1916. Von links: Anna, Mutter Rosa, Ernst, Fritz, Marie, Hans, Vater Gottfried, Rosa.

und wir erhalten so Kenntnis auch von Fahrzeugen, deren Vorhandensein sonst nirgends bezeugt ist. Leider gestaltet sich die Bestimmung der Modelle und Marken schwierig, da die Fahrzeuge nicht von der Frontseite her abgebildet und zudem unter viel Beiwerk teilweise verdeckt sind. Wie Fachleute ferner versichern, wurden von Karosseriefirmen Aufbauten meist für mehrere Marken in gleicher Ausführung konstruiert. So





verzichten wir auf eine nähere Bezeichnung und freuen uns an der Tatsache, dass so stimmungsvolle Aufnahmen erhalten geblieben sind. Am Umzug fuhren mehrere Berufsgruppen ihr Auto: Gärtner, Schmiede, Schlosser, Spengler, Metzger, Wirte. Auch Lastautos und der erste Traktor im Dorf wurden vorgeführt. Die Fahrzeuge waren mit Karbidlampen, Holzspeichenrädern und Vollgummireifen ausgerüstet. In Gang gebracht wurde der Motor mit einer Kurbel an der Frontseite. Der Versuch gelang nicht immer beim ersten Mal.

Oben links: In diesem Gebäude an der Hauhenstrasse befindet sich die erste Autoreparaturwerkstatt von Gottfried Fuchser. Im Hintergrund ist ganz links die seit 1922 bestehende neue Garage erkennbar.

Oben rechts: Dieser ehemalige Getreidespeicher bei der Löwenscheune diente Ernst Fuchser als Lastautogarage. An der Scheune selbst waren strassenseitig Stallungen für den neuen Zweck umfunktioniert. Die Bezeichnung «Garage» war in hohen, zweifarbigen Zierbuchstaben darüber gemalt.

Unten: So sah die Garage an der Bahnhofstrasse nach mehreren Umbauten aus, zur Zeit von Fritz Fuchser.





Oben links: So muss der Pokal ausgesehen haben, den Fritz Fuchser in der 1,1-Liter-Klasse der Tourenwagen gewann, am Klausenrennen 1925.

Oben rechts: Fritz Fuchser zur Zeit seiner Erfolge als Rennfahrer.

Unten: Ein «Salmson», wie ihn 1925 Fritz Fuchser gefahren hat. Am Steuer hier der damals bekannte Rennfahrer Karer. Es war Vorschrift, einen Beifahrer mitzunehmen. Das Bild belegt auch, wie nahe und ungeschützt die Zuschauer sich aufstellten.



Ein Diessbacher am Klausen-Bergrennen

Wenn ältere Leute in Oberdiessbach von früher und von Autos erzählen, fällt bald einmal der Name des vorerwähnten Fritz Fuchser. Als junger Autofachmann und Garagier habe er am Klausenrennen teilgenommen und einmal sogar einen Preis gewonnen, heisst es dann. Angehörige und Verwandte von Fritz Fuchser, die uns für den vorliegenden Aufsatz bereitwillig mit Hinweisen und Bildern zur Seite standen, konnten jedoch zu den Rennen keine genauen Angaben mehr liefern, und der gewonnene Pokal bleibt verschollen. Herr Bernhard Brägger aus Grünenmatt, Autor der Bücher *Kompressoren am Berg* und *Die Klausenrennen*, konnte uns weiterhelfen. Die folgenden Ausführungen stützen sich auf seine Nachforschungen. Ebenso hat Herr Brägger freundlicherweise die zwei passenden Bilder aus seinem Archiv hervorgeholt und uns zur Verfü-

Autofahrten!



Fiat
und
Citroën

Verlangen Sie Preisliste und Gratievorführung.

Autofahrten
mit Luxus- und Gesellschaftswagen nach jeder beliebigen Richtung, Führungen mit Lastwagen.
Reparaturen - Benzin - Pneumatik. — Es empfiehlt sich

G. Fuchser - Autogarage - Oberdiessbach
Telephon 58.

Radio
Empfangs-Station
im
Ausstellungsraum der Turnhalle

Kein Extra-Eintrittspreis!

Täglich Konzerte und Berichte
aus aller Welt.

gung gestellt. Das Klausenrennen, damals europaweit bekannt, wurde in den Jahren 1922 bis 1934 insgesamt zehnmal durchgeführt. Die 21,5 Kilometer lange, kurvenreiche Strecke führt von Linthal über den Urnerboden auf den Pass auf 1937 Meter Höhe. Die Höhendifferenz beträgt 1237 Meter, die maximale Steigung 8,5%, die mittlere Steigung 6,21%.

Fuchser Fahrzeug war ein kleiner französischer Rennwagen, ein «Salmson» mit etwa 30 PS. Es war ein Wagen mit Sportkarosserie, eine Art Cabriolet ohne festes Dach, mit Bremsen an den beiden Hinterrädern. Das leichte Gewicht von nur 485 kg ermöglichte trotz dem schwachen Motor über 100 km/h. Am Klausen fuhr Fritz Fuchser 1925 als Einziger seiner Klasse ins Ziel und war daher Sieger. Für die rund 22 Kilometer lange Strecke (Naturstrasse) hatte er 25 Minuten 35,4 Sekunden benötigt, den «fliegenden Kilometer» auf dem Urnerboden in 41,4 Sekunden geschafft. Dies entspricht einer Geschwindigkeit

von 87 km/h. (Als Vergleich: Der Tagessieger, Graf Giulio Masetti aus Italien, benötigte auf seinem englischen «Sunbeam»-GP-Wagen 17 Minuten 28,8 Sekunden; auf dem Urnerboden wurde er mit der Höchstgeschwindigkeit von 156 km/h erfasst.)

10 km/h innerorts

Nach diesem Abstecher in die Welt der Rennfahrer zurück ins Dorf mit seinem Alltags- und Werkverkehr. Hier war hohe Geschwindigkeit nicht erwünscht. Um 1922 standen an beiden Dorfeingängen Tafeln mit der Aufschrift: «Halt!! Autos, Velos 10 Km.» Vorerst liess der Strassenzustand selber keine Exzesse zu. Zwar war die Fahrbahn in einem tauglichen Zustand unterhalten, aber je nach Wetter hatten sich die Fahrzeuge durch Morast voranzukämpfen oder wirbelten hohe Staubwolken auf. Dem wurde ab 1926 wirksam begegnet: Die Hauptstrasse (heute Burgdorf- und Thunstrasse) und später einige Dorfgassen erhielten einen soliden, schmucken Belag aus Alpnacher-Pflastersteinen, eine «Bsetzi», wie sie sich nur wenige und nicht ganz arme Gemeinden leisteten. Es war dann aber der Autoverkehr selber, der dieser Pracht ein Ende setzte. Fahrgeräusch und übermässiger Pneuverschleiss waren Argumente gegen den Steinbelag. Anlass zum Ersatz durch Asphalt bot 1957–1959 die Anlage der allerdings begrüssenswerten Trottoirs und damit die Verbreiterung der Fahrbahn. Dies ging auf Kosten der strassenseitigen Treppenaufgänge und Vorgärtchen. Auch die eine oder andere Hausecke sowie mehrere Abgrenz- und Stützmauern mussten zurückgenommen werden. Die begradigte Strasse zieht sich seither als trennende Schneise, die zum Schnellfahren geradezu einlädt, durchs Dorf. Aber bereits hat eine Gegenbewegung eingesetzt: Wurden früher Verkehrshindernisse beseitigt, baut man heute wieder welche ein. Dem Missbrauch der Strasse als Rennstrecke soll ferner die Geschwindigkeitsbeschränkung auf 50 km/h innerorts entgegenwirken. Seit 1992 ermöglichen die Ampeln beim «Löwen» Fussgängern, besonders den Schulkindern, eine einigermaßen gesicherte Überquerung der vielbefahrenen Strasse.

«bey lüwen und dracken zwonon...»

Vom alten Schloss Oberdiessbach und seinem Käfigturm

Peter Vogel

Das neue Schloss Oberdiessbach (Alpenhorn-Kalender 2004) ist bekannt als einer der schönsten bernischen Landsitze aus dem 17. Jahrhundert. Etwas weniger beachtet, aber ebenso ein Hort der Geschichte und Überlieferung ist das alte Schloss. Es reicht in seinen Anfängen bis weit ins 16. Jahrhundert zurück.

Vom Ritternest ins herrschaftliche Schloss

Die Burg Diessenberg, auf einem schmalen, steilen Grat nordwestlich der Falkenfluh gelegen, wurde 1331 in einer Privatfehde (Feller) von den Bernern eingenommen und zerstört. Vierzig Jahre später erlaubte die Stadt Bern dem Anton Senn den Bau eines festen Hauses auf der alten Burgstelle. Dieses Haus soll bis 1378 wieder zu einer Burg ausgebaut worden sein. Über deren Aussehen wissen wir nichts Genaues, noch bis wann sie bewohnt wurde und von wem zuletzt. Die Burg, falls sie überhaupt existiert hat, wurde bald verlassen und zerfiel. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts besass Claus von Diesbach oben im Dorf ein hölzernes Sässhaus. Diese älteste Schlossanlage, bestehend aus Wohnhaus, Scheune und Speicher, war wahrscheinlich schon von einer schützenden Mauer umgeben. Die Geschichte des alten Schlosses verläuft weniger übersichtlich und geradlinig als die des neuen. Die als Baujahr genannte Zahl 1546 bezieht sich auf die ältesten Teile. Aber auf einer dieser Mauern finden sich, bisher wenig beachtet, deutliche Spuren einer Sonnenuhr, mit 1530 datiert, eine erste von mehreren Überraschungen, die wir auf unserem kleinen Rundgang erlebten. Seit diesen Anfängen wurde an-, auf- und umgebaut, erweitert und wieder zurückgenommen, so dass es schwerfällt, eine übersichtliche Baugeschichte nachzuzeichnen, was mit dem vorliegenden Aufsatz ja auch nicht beabsichtigt ist. Bereits der oberste Bau der eindrücklichen Reihe, die sogenannte Mittlere Mühle, trägt Spuren verschiedener Epochen, von den

Ursprüngen bis zum Riegbau aus dem 19. Jahrhundert. Das Allianzwappen von Diesbach-von Erlach über dem nordseitigen Eingangstor trägt die Jahrzahl 1569. In diesem Jahr wurde wohl auch der heute nicht mehr bestehende Torturm erbaut. Auf einer Ansicht von Stadtbaumeister Niklaus Sprüngli aus dem 18. Jahrhundert ist er noch zu sehen. Östlich davon das eigentliche Schloss wurde im wesentlichen 1640 neu erstellt und 1660 nach Westen bis zum Tor verlängert. Das grosse Ökonomiegebäude wurde schon 1567 gebaut. Vom anschliessenden, schräggestellten Torturm (Käfigturm) aus dem Jahre 1566 wird noch die Rede sein. Das grosse Kornhaus mit dem gedeckten Eckpfeiler schliesst die Gebäudereihe gegen Westen ab. Die insgesamt recht kriegerisch aufgemachte Nordfront an der Hangkante zum Bach hatte keine taktische Aufgabe mehr zu erfüllen. Der südseitig angebaute, alter Tradition entsprechende Treppenturm wurde erst 1669 fertiggestellt, nach Vollendung des neuen Schlosses. Hier berühren sich zwei Zeitalter; quer über den Hof zwischen den beiden Schlössern verläuft die Grenze zwischen Mittelalter und Neuzeit.

Herrschaft und Gerichtsbarkeit

Die Herrschaft Diessbach wurde 1427 zur einen und 1469 zur andern Hälfte von der Familie von Diesbach käuflich erworben. Deren Nachfolge auf Schloss Diessbach trat 1647 die Familie von Wattenwyl an. Mit dem Besitz der Herrschaft waren die freiherrlichen Rechte verbunden. Diese wurden von Bern nicht angetastet; die Twingher-



Oben: Der Wohnteil, auf altem Kern neu errichtet 1640 und 1660, mit dem 1669 fertiggestellten Treppenturm ist das Mittelstück des alten Schlosses.

Unten: Das «Galgenhübeli» am alten Predigtweg, zwischen Hubemoos und Sonnrain. Dahinter der die «Teufelsküche» begrenzende Waldrand.



ren waren mit Bern verbürgrechtet oder Bernburger und hatten somit Teil an der Regierung. Militärisch und politisch gehörte Diessbach zum Landgericht Konolfingen.

Eines der wichtigsten Rechte der Herrschaft war die Ausübung der Gerichtsbarkeit, Blut und Bann, Stock und Galgen. Der Schlossherr hatte zu entscheiden über Leben und Tod. Die hohe Gerichtsbarkeit betraf schwere Verbrechen wie Mord und Totschlag, aber auch Raub und Dieb-

stahl. Die niedere Gerichtsbarkeit umfasste Übertretungen und Rechtsbrüche, kleinere Vergehen. Im Strafen- und Bussenverzeichnis der Herrschaft Diessbach wird sozusagen für jedes Vergehen die entsprechende Strafe genannt. Ausser dem Vorsitzenden, dem Weibel und dem Schreiber bestand das Gericht aus zwölf Gerichtssässen, an hohen Landgerichtstagen wurden auch Vertrauensmänner aus der Nachbarschaft beigezogen.



Oben: Die Innenansicht des Chefeli hat sich bis heute unverändert erhalten. Im oberen Bildteil die zitierten Inschriften.

Unten: Sie konnten auch zeichnen: Eine «Venus von Oberdiessbach» oder ist es gar das «Krämer-Anni»?



Das erste bekannte Hochgericht bestand auf dem Helisbühl, weil es aus einer Zeit stammte, wo das ganze Gebiet noch unter kiburgischer Hand vereinigt war. Anlässlich einer späteren Neuvermarchung kam es ausserhalb der Diessbacher Herrschaft zu liegen und wurde daher auf das «Galgenhübeli» verlegt, einen Abhang über der Chise südlich des Dorfes Diessbach. Nicht in jedem Fall wurde der verurteilte Sünder gehängt. Auf inständiges Bitten hin konnte er «aus Gnade und Barmherzigkeit» geköpft werden. Der Scharfrichter kam aus Bern. Es scheint, dass die Todesurteile um die Mitte des 18. Jahrhunderts seltener wurden und dass der Herrschaftsherr zu Diessbach seine diesbezügliche Rolle gegenüber Bern zunehmend verteidigen musste. Wann in Oberdiessbach das letzte Todesurteil vollstreckt wurde, ist uns nicht bekannt (nach N. V.).

Hingerichtete wurden in der Regel unter dem Galgen verscharrt. Beim hiesigen Hochgericht ist es denkbar, dass sie in die nahe gelegene kleine Waldschlucht geworfen wurden, im Volksmund noch heute «Teufelsküche» genannt. Auch Selbstmörder hatten kein Anrecht auf geweihte Friedhofserde, sie wurden ausserhalb bestattet. Wo? Überlieferte Andeutungen und der alten Diessbachern noch bekannte Flurname «Schindermätteli» könnten auf entsprechende Stellen hinweisen. Im Dezember 1957 kam bei Erdarbeiten für den geplanten Sportplatz in geringer Tiefe ein menschliches Skelett zum Vorschein. Dieses war für die Kriminalisten zu alt, für die Archäologen nicht alt genug. Für Spekulationen jeglicher Art lag es gerade richtig. In Schlossnähe.

«Wegen einer bösen Frau»

Der schon erwähnte Torturm von 1566 wird noch heute «Chefitürndli» genannt. Er diente tatsächlich im 18. Jahrhundert vorübergehend als Gefängnis, wie auch aus Inschriften hervorgeht, die Insassen in Wände und Balken eingekerbt haben.

HANS YACOB STOVFER IM 1712 YAR

YCH SAMVEL HÛPPEL BYN 3 TAG

HYE GELÄGEN

DAS VON EYNER BÖSEN FRAVWEN

WÄGEN

Ausschnitt aus dem apokryphen Buch Jesus Sirach, Kapitel 25. Die Piscatorbibel von 1684, die offizielle Berner Bibel, genoss hier die grössere Verbreitung als die Lutherbibel und die von den Täufern bevorzugte Zürcher Bibel von Zwingli. – Es ist offensichtlich, dass der arme Delinquent, wahrscheinlich Andres Schnider, sich an die Textstelle der Piscatorbibel erinnert hat, Auflage 1728, aus der auch unser Ausschnitt stammt.

ES WER BESSER BEY LÛWEN VND
DRACKEN ZWONEN
WEDER BY EYNER BÖSEN LVGEN-
HAFTEN WYT FRAVWEN

ANDRES «SCHNIDER VON DIESBACH
1734

VLRICH BÛRCKI 1741

Die Klagen der Inhaftierten – ob die zweite von Schnider, Bürki oder gar Hüppel stammt, ist nicht klar ersichtlich – deuten auf Fälle häuslichen Unfriedens, und somit ist das Chorgericht zuständig. Dieses hatte den Wandel des Volkes zu überwachenden und Fehlbare zu ermahnen. Es musste sich viel mit Vaterschaftshändeln, Sonntagsentheiligung, Unmässigkeit und dergleichen befassen, fungierte also als Sittengericht und konnte empfindliche Strafen verhängen. Als für die Kirche zuständige Instanz führte der Herrschaftsherr auch den Vorsitz über das Chorgericht. Schreiber war der Herrschaftsschreiber oder manchmal der Pfarrherr, das waren in der uns hier interessierenden Zeit Samuel Dick (1706–1738) und Samuel Lutz (Lucius, 1738–1750, siehe auch Alpenhorn-Kalender 1999). Die Chorrichter kamen aus den damals noch viel zahlreicheren Gemeinden der ausgedehnten Kirchgemeinde.

die raach der feinden.
19. Es ist kein kopff über der schlangen kopff;
und ist kein grimin über deß feinds grimin.
20. Ich will lieber bey löwen und drachen wohnen/
dann daß ich wohne bey einem bösen weib.
21. Die bosheit deß weibs verändert ihr an-
gesicht / und verfinstert ihr angesicht / daß sie aus-
sicht wie ein bär.
22. Wann ihr mann zwischen seinen gesellen zu
tisch ligt / muß er ungeru seuffen um ihret wil-
len.
23. Alle bosheit ist gering gegen die bosheit ei-
nes weibs / es müsse ihr der sündler zu theil wer-
den.
24. Wie ein sandiger steig an den füßen eines
alten / also ist ein schwägig weib einem stillen mann.



Oben: Die Südostseite des Käfigturms um 1960. Das Begehen der Treppe war halsbrecherisch, das Ganze vom Zerfall bedroht, und es ist beinahe verständlich, dass von Abbruch die Rede war.

Unten: Aufnahme vom selben Standort aus, nach fast vierjähriger Restaurierungsarbeit, abgeschlossen 1993. Die Treppenstufen sind wiederhergestellt und ergänzt, die Holzteile ersetzt. Daneben gibt es keinen Winkel und keine Fläche, die nicht erneuert werden mussten.



Wir haben versucht, die Fälle der im Chefeli mit Namen Verewigten in den vorhandenen Chorgerichtsmanualen ausfindig zu machen. Wie viele andere mehrfach erscheinende Delinquenten müssen auch Bürki und Schnyder den Richtern gut bekannt gewesen sein. Die Rechtschreibung Schnyder/Schnider/Schneider soll uns nicht verwirren; es handelt sich fast sicher um ein und dieselbe Person (entsprechend Von Wattenweil/Wattenwil/Wattenwyl). Zu Schnyder und Bürki fanden wir unter den eingeritzten Jahren Einträge von Verhandlungen, aber keine, die zu einer Gefängnisstrafe geführt hätte. Denn die Protokolle sind zwar einigermaßen leserlich geschrieben und sauber eingebunden, aber in schwer überblickbarer Reihenfolge; das Aufsuchen eines bestimmten Falles ist Glückssache. Samuel Hüppel, der keine Jahrzahl hinterlassen hat, ist uns überhaupt nicht begegnet. Jetzt aber zu unsern zwei Fällen, zunächst Schneider:

26. Mertzzen 1734

Andres Schneider Bekent dass ihm die Ehrbahrekeit MnwEdler Juncker Oberherr ihme Verbotten nit mehr in Krämer Ännis Hauss Zu gehen, Will aber nit gestehen seit dem Verbott allda gesein zuseyn.

Das Gericht will Schneider über acht Tage nochmals aufbieten, samt Änni und Zeugen.

2. April 1734

Andres Schneider hat ehr und bevor Niclaus Schenck und Peter Gerber in ihrer Kundtschafft aussaag Vernommen Worden, Bekent Wider das ihme gethane Verbott, in dess Krämer Ännis Hauss gewesen zu seyn.

(Das Gericht) Erkennt dass ihme in gedeüter Krämerin Hauss zu gehen Wider mahlen solle Verboten seyn.

Oben: Die Nordseite um 1963, nach Entfernung des grossen Holunders und weiteren Buschwerks. Links einer von mehreren Scheuervorbauten.



Unten: Anblick nach 1993, Aufnahme 2010. Wiederhergestellte Rampe, Toreingang, Wappenrelief. Originaler Riegaufsatz aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.



Wenn wir recht verstanden haben, wird Schneider, weil er noch vor den Zeugenaussagen gestanden hat, ohne Strafe nochmals vermahnt.

17. Herbstmonat 1734

Andres Schneider und sein Weib, Werden Zu red gestossen, ob sie nit in Streit kommen, und mit Ein anderen Handgemein worden.

Antwort. Die Frau und sein Meitlj seyen zu erst an Ein anderen gewesen. Da habe er sie Zum guten Vermahnt, weilen sie aber nicht Schweigen Wollen, seye etwas geschehen, Seyen aber Widerumb mit Ein anderen Zufrieden, und Wollen inskünfftig in aller fründlichkeit und Liebe Leben.

Erkennt, dass die alte Schulmeistere zu einer Wohl Verdienten straff 3 Tag ins gefängnuss gehen solle. Übrigens den alten Mann umb Verziechung biten; Item ist ihre Verbotten nit mehr ins WihrtsHaus und in der Underen Krämeren Hauss zegehen, und das Krämer Ännj solle auch nit mehr zur Schulmeister

Was die Familie Schneider mit der Schulmeistersfrau zu tun hat, können wir nicht sicher sagen. Wäre gar der Schneider selber der Schulmeister?

Das würde seine Vertrautheit mit Bibeltexten einigermaßen erklären. Noch ein Eintrag vom 1. Hornung 1732:

Andreas Schneiders Weib, Ännj Wyss die Krämeren, Christen Schenck, Niclaus Baumanns Weib, Anna Vogel, Ullj Gerbers Weib, der Hebamen Tochter, Niclaus und Hanns Mooser, Hans Blaser, haben auf befragen Kirschen Wasser aussgemässen zehaben bekennt.

Erkennt dass Ihnen allen insgesamt solle Verbotten seyn, Niemand mehr Kirschen Wasser auss zu mässen als etwann alten Krancken und Reisenden Lääühen und das bey Kranck der gefangenschafft.

Jetzt zu Ulrich Bürki, Dieser glänzte nicht gerade durch Sparsamkeit:

6. Juni 1741

Weilen Christen Mattys, Ullrich Bürckj und Samuel Fuchsser auf Zredstellen hin bekennten an Einem Sontag nach der Musterung in Hanss Bergers dess Bintenschenken Hauss gegangen zusein, Sich etlich Tag mit Vollsauffen aufgehalten, so dass der Ullj bey 73 bz (Batzen) Verthan, als sollen Sie Zu wohl verdienter Straff Entrichten alls der Ullj 2 lb. (Pfund), Samuel Fuchsser 2 lb. und Christen Mattyss auch 2 lb.

Dass das Chorgericht sich nicht nur mit Strafsachen befassen musste, belegen folgende Einträge:

1. Hornung 1732

Jost Hollis Wittwen 5 bz } auss dem Tääuffer

Anna Jutzj 5 bz } Seckel gesteuert

Hanns Kräyenbühls Weib 5 bz aus dem Siechen Seckel

24. Februar 1741

Ullrich Lässer dem Hueff Schmyd auf dem Buchholterberg Wird gesteuert auss dem Siechen Seckel 5 lb.

Eine Meldung an das Inselfpital betreffend das Vorkommen von Skorbut liest sich im Manual so: *Ein Schreiben Wegen Peter Gyslers Weib und Kinderen Wegen ihrer bösen und Scharböckischen Kranckheit an die Insul abgehen Zelassen erkennt.*

Und nun doch noch ein Beispiel einer Vaterschaftsklage, ein vergleichsweise harmloses, mit glimpflichem Ausgang:

6. Wintermonat 1733

Hans Wärmuth mit beystand seines Vatters: Lucia Beütler mit Beystand Christen Mosimans ihres Fründs, und Josefs Beütlers ihres Bruders.

Peter Wermuth der Vatter sagt, Er habe das mensch im Verdacht dasses noch mit anderen mehr zu thun gehabt, wann sie aber mit gutem gewüissen sagen könne, dass sie mit Niemand anders nüt zethun gehabt, so wolle er den Heüraht nicht hinderen, Es seye Im Lieber er führe Sie zur Kälchen.

Beütlerin bezeuget vor Gott und den Menschen, dass sie mit Niemand nüt zethun gehabt als mit ihme Wermuth.

Auf beidseitiger Verwandten und gefründter Zusprechen hat vermelter Hans Wermuth sich erläuteret Er wolle sie Heütrahten und in nechsten Tagen Zu Kälchen führen. Hoffe sie Werde sich Ehrlich und redlich halten.

Das hoffen wir auch und lassen es für diesmal beenden. Nun zurück zum Schloss:

Im Schatten der neuen Pracht

Mit Fertigstellung des neuen Schlosses 1668 begann für die herrschaftliche Familie eine neue Zeit. Es erfolgte schrittweise der Umzug aus dem alten Gemäuer an die Sonne, in lichtvolle, reich ausgestattete Räume inmitten einer grosszügigen Garten- und Parklandschaft mit der neu angelegten Allee. Während der Bau «in zwei Jahren und zwei Tagen» vollendet wurde, erstreckte sich der Innenausbau in Etappen über längere Zeit. Äusseres und Inneres spiegeln wie andere bernische Schlösser neue Pracht und neuen Glanz. Es begann, um den Titel eines Buches über das 18. Jahrhundert zu zitieren, «Berns goldene Zeit».

Damit verlor die alte Anlage ihre Bedeutung. Wir können zwar nicht sagen, die Gebäude seien nun vernachlässigt und dem Zerfall preisgegeben worden, das nicht. Sie sollten ja weiterhin genutzt werden, aber in anderer Funktion. Äusseres Zeichen waren die nördlichen Anbauten von Wirtschaftsgebäuden (ab etwa 1750), Scheunen, Stallungen für Kleinvieh, was den erhabenen Anblick der Anlage für die kommenden rund 200 Jahre beeinträchtigte. Schweinestallungen befanden sich auch im Hof beim ehemaligen Haupttor. In die Räume, wo einst die Herrschaften gewohnt hat-



Das 1990 bei Restaurierungsarbeiten zum Vorschein gekommene Relief gleicht dem über dem oberen Tor. Ist aber besser erhalten. Es zeigt die Wappen des Niklaus von Diesbach und der Maria von Erlach, die sich in kleinen Porträts am Säulenfuss freundlich zuneicken. Die Sonnensymbole beziehen sich auf den Wahlspruch der Familie von Diesbach: *Post nubila phoebus* (Nach Wolken die Sonne).

ten, zogen nun Dienstboten, Melker, Karrer mit ihren Familien. Heute sind wir uns cinig, dass schliesslich auch Angestellte anständig untergebracht werden sollen. Aber Mitglieder der Familie de Diesbach aus Freiburg, als sie vor etwa 80 Jahren das Schloss besuchten, hatten noch wenig Verständnis dafür: «Mais, comment pouvez-vous, des domestiques et des cochons dans la maison de nos ancêtres!»

Es war weniger die landwirtschaftliche Nutzung, nicht ausschliesslich Wind und Wetter, was den Bauten zusetzte. Der wenig gehinderte Baumwuchs unmittelbar am Mauerwerk vor und hinter dem Käfigturm und auch am Treppenturm liess Moder und Feuchtigkeit aufkommen. Holz begann zu faulen, Dachteile brachen ein. Es waren zuletzt auch Bäume, zwei hohe Pappeln, die 1990 durch ihren Sturz ernsthafte Schäden anrichteten und eine Renovation unumgänglich machten.

Wiederherstellung – plus beau qu'avant

Was den Wohnteil im alten Schloss betrifft, weht hier nicht weniger der Atem der Geschichte durch die Räume als im neuen. Das aufmerksame Auge nimmt ebensolche Sorgfalt in der Ausstattung, ebenso viel Kunstsinn wahr wie im neuen Bau. Recht spektakulär verliefen die Aussenrenovierungen. Die Umgestaltung der Nordansicht erfolgte über Jahre von Westen nach Osten. Der erste Vorbau wurde 1969 niedergelegt, der letzte (mit Garage) vor einem der ältesten Gebäudeteile 2006. In die Südseite des Kornhauses war noch in den 70er Jahren eine breite Bresche geschlagen worden, weil das Haus als Einstellraum für Landmaschinen gebraucht wurde. Im Jahr 2002 begann man hier mit dem Einbau einer Wohnung und, soweit es diese neue Nutzung zulies, vom alten Bestand soviel als möglich zu erhalten oder wiederherzustellen.

Eine grosse Überraschung erlebten Restauratoren und Bauleute, als sie darangingen, das sogenannte Chefitürndli eingehender zu untersuchen. Zwar hatte man immer vermutet, dass da «noch etwas» sein müsse, mindestens eben eine Toröffnung. Diese, fest zugemauert und hofseitig durch einen Vorbau zusätzlich verstellt, wurde nun frei-



*Oben: Die Aussenseite des Schlosses, wie sie nach der Entfernung der Scheune und der Bühne zum Vorschein kam, trägt die Spuren mehrerer ganz unterschiedlicher Fassadengestaltungen. Rechts im Bild der Tor-
eingang von 1569.*

Unten: Gesamtansicht September 2010. Zuoberst der Wohnteil, dann das Haupttor mit anschließendem Mauerstück, Ökonomiegebäude, Mauer, Käftigturm und das zur Wohnung umgebaute Kornhaus.



gelegt. Und darüber kam am 3. September 1990 ein Wappenrelief von aussergewöhnlicher Qualität zutage. Dieses trägt keine Jahrzahl, aber es muss aus der Bauzeit des Türmchens stammen, 1566, ist ebenso im Renaissancestil gehalten wie das Relief über dem Hauptportal und trägt dasselbe Motiv: die Wappen der Familien von Diesbach und von Erlach. Die Schicht von Mörtel und Verputz, unter welcher das Relief lange Zeit verborgen lag, hat es vor der Erosion geschützt. Es wurde nach Bern gebracht zur Herausarbeitung der Einzelheiten und zur Anfertigung einer Kopie, welche nun die Stelle des Originals einnimmt. Zur vollständigen Restaurierung des Türmchens

gehörte die Dachsanierung und die Freilegung des Fachwerks am obersten Teil, der vor vielleicht sechzig Jahren noch den Pfadfindern als Vereinslokal gedient hat.

Anlässlich der vorläufig letzten Renovationsarbeiten, beim Abbruch des Vorbaus beim Wohnhaus, kamen neben- und übereinander alte Wandteile aus verschiedenen Bauetappen zutage, und es stellte sich die Frage, in welchen dieser allesamt reizvollen Zustände die Aussenwand zurückrestauriert werden sollte: Putz, aufgemalter Backstein (faux-briques), Rieg und anderes. Eine Fachgruppe, bestehend aus Kunsthistorikern, Handwerkern, weiteren Interessierten und dem Denkmalpfleger, stand dem Eigentümer beratend zur Seite. Es ging darum, eine praktisch durchführbare Version zu wählen, nicht die verletzlichste, nicht die teuerste, aber eine historisch vertretbare. Recht bald einigte man sich auf die Schindelverrandung, die im oberen Teil des Wohntraktes und an dessen Südseite bereits vorhanden war und nun ergänzt werden konnte. Wichtige Strebepfeiler aus verschiedenen Ausbauphasen des Schlosses wurden ebenfalls ergänzt oder wiederhergestellt.

Was wir bereits beim Überblick zum neuen Schloss feststellten, gilt auch hier: Die Anstrengungen haben sich gelohnt, fest und stattlich steht das Ganze da, aber bereits warten neue Aufgaben: Die Bauzeit eines Schlosses ist nie zu Ende.

Gasthof zum Bären, Oberdiessbach

Aus 175 Jahren Dorfgeschichte

Peter Vogel

Oberdiessbach war von jeher ein gastfreundliches Dorf. Blühender Tourismus, starkes Gewerbe und treue Stammgäste, ein gut eingespieltes Kultur- und Vereinsleben ermöglichten den Gastwirtschaften eine solide Existenz. Von den einst vier renommierten Häusern bestehen heute noch zwei: das älteste, der «Löwen», und das jüngste, der «Sternen». Die zwei andern, beide aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der «Rebstock» und der «Bären», haben ihren Betrieb eingestellt.

Der alte Bären, 1834–1868

Der seit 1796 in Diessbach (Oberdiessbach) als Tuchfabrikant und -händler tätige Bendicht Siegfried erbaute um 1819 den sogenannten Siegfriedstock, heute Drogerie, Schlosstrasse 4. Zur Besetzung gehörten auch das «Bäckerstöckli», damals Walke und Färberei, Thunstrasse 3, ferner Scheunen und Häuser beidseits der Thunstrasse. Den Wohn- und Geschäftssitz hatte Siegfried im Haus des heutigen Stoff- + Wulle-Egge, Thunstrasse 1. Hier befand sich auch von 1819 bis 1834 das Notariatsbüro von J. J. Schmalz. Das Haus, das nach Fachleuten aus dem Ende des 18. Jahrhunderts

stammt, soll ehemals ein Bauernhaus gewesen sein, genannt «Zum grossen Einschlag», und in seinen Ursprüngen bis ins Jahr 1609 zurückreichen. Ein Markus Blaser baute es um und eröffnete hier 1834 eine neue Wirtschaft, den «Bären». Das hölzerne Schild mit dem eindrücklichen, dunkeln Wappentier auf grünem Grund war vor wenigen Jahren noch vorhanden, im Estrich eines Nachbarhauses. Der nördlich errichtete Saalbau wurde später wieder abgebrochen. Wegen einer

Im heutigen Stoff- + Wulle-Egge, Thunstrasse 1, befand sich bis 1868 die Bären-Wirtschaft.

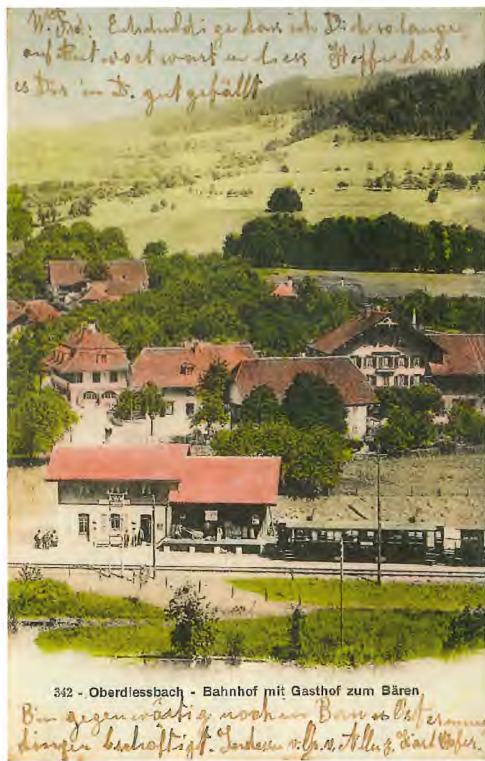




Messerstecherei im Wirtshaus bei der Linde (in Linden) wurde Blaser eingesperrt und dann für zwei Jahre des Landes verwiesen. Ab 1846 gehörte der Bären Notar Hofer. Nach mehreren Pächtern mit wechselndem Geschick erwarb 1866 Friedrich Schaffer das Haus. Zur Liegenschaft gehörten damals nebst dem Gasthaus das Stöckli, eine grosse Scheune, ein Holzhaus mit Schneflerbude nebst verschiedenen Stücken Erdreich von insgesamt 12 Jucharten, ebenso Waldungen von ungefähr 24 Jucharten. Dies alles wurde nun aufgeteilt und verscherbelt, etwa in der Art, wie man es rund hundert Jahre später nochmals beobachten musste, an einem andern grossen, in vielen Jahren gewachsenen Gastwirtschaftsbesitz.

Der neue Bären

Nach einer alten Skizze enthielt die grosse Scheune südlich des Wirtshauses eine Remise, einen Pferdestall, einen Schopf und im ersten Stock einen Tanzsaal sowie südlich eine kleine Woh-



Links: Der Bären um die Wende zum 20. Jahrhundert. Der zweispännige Postkurs nach Kiesen bestand vom 1. Oktober 1893 bis 31. Mai 1901.

Rechts: Diese Postkarte, Aufnahme vor 1905, bietet einen guten Überblick über einen Teil der einstigen Siegfried-Besitzung: Siegfriedstock (heute Drogerie), alter und neuer Bären. Davor das Haus Elektro-Vogt, Thunstrasse 4, Schulhaus von 1799 bis 1842. Die Sekundarschule war von 1868 bis 1905 im Siegfriedstock untergebracht.

nung. Dieses Gebäude wurde erworben von Gottlieb Neuenschwander, Joseph Good und einem Säger Hermann in Herbligen. Die drei Besitzer brachen das Gebäude ab und bauten auf den bestehenden Kellermauern 1868 den heutigen Bären. Mit seinen vier Geschossen, dem beachtlichen Volumen, den zeittypischen Verzierungen im sogenannten Schweizer Holzstil, den zwei Bären im Giebfeld und den Lauben auf der Ostseite gehört der Bären zu den beachtenswerten Bauten des Dorfes Oberdiessbach. Nebenbei

Frau Witwe Stettler-Burgdorfer, das «Bärenmüeti» oder «Turnermüeti». Für ihre Enkel war sie die «Bäre-Grosmueter». Hier mit Hanneli und Niklaus Vogel, dem nachmaligen Bäckermeister und Dorfschreiner, dem wir wesentliche Unterlagen zum vorliegenden Aufsatz verdanken.



dient das markante Objekt auf historischen Fotografien zur räumlichen und zeitlichen Orientierung. Warum niemand lange auf dem Bären blieb, wissen wir nicht genau. Häufiger Wechsel ist (wie heute wieder) auch von andern Gasthäusern bekannt. Bis 1874 werden alle Pächter genannt Samuel Meyer, dann Fritz Jörg. 1874 bis 1890 gehörte das Haus nacheinander Christian Lehmann, Jakob Vögeli von Herbligen, Jakob Bühlmann.

Die Ära Stettler-Läderach

Am 1. Mai 1890 erwarb Simon Christian Stettler, Wirt im «Sternen», Worb, vorher Gerbermeister in Eggwil und Grossrat, den Bären. Mit ihm begann die grosse Zeit mit den Familien Stettler und Läderach. Von 1890 bis 1975 waren alle Bärenwirte miteinander verwandt (und auch mit dem treuen Brattig-Leser W.N.). Simon Christian Stettler verstarb schon zwei Jahre nach Übernahme des Bären, 1892. Die Wirtschaft wurde von seiner Witwe in zweiter Ehe weitergeführt. Elise Stettler, verwitwete Burgdorfer, geborene Aebersold, wird uns als energische, umsichtige Frau geschildert. Sie betrieb seit 1883 das Hotel auf der Falkenfluh (siehe Alpenhorn-Kalender 2006) und stand dann ab 1892 beiden Geschäften vor. Sie richtete einen Personen- und Warentransport mittels Fuhrwerken ein und sorgte für eine Telefonverbindung vom Bären zur Falkenfluh. In der 1902 gegründeten Wasserversorgungsgenossenschaft war sie unter 33 Mitgliedern die erste und einzige Genossenschafterin. Bei der Dorfbevölkerung, Vereinen und Gästen stand sie in hohem Ansehen. Diese Wertschätzung blieb bestehen, auch als Elise Stettler ins zweite Glied zurücktrat. Ihr Stiefsohn, Arnold Christian Stettler-Schindler, übernahm 1903 den Bären. Er war ein aufgeschlossener, fortschrittlicher Geschäftsmann, erstellte den schönen Bärengarten und die geräumige Trinkhalle aus Rundhölzern mit dem zierlichen Querfirst. Wenig später entstand süd-



Eine der vielen Grussbotschaften, welche die Wwe. Stettler erhielt, 1902 vom Turnfest Biel: «Dem Turnermüeti im Bärenstübli! Soeben Sekt.Arbeit glücklich + zu unserer Zufriedenheit beendet, sitzen beim Festwein bei fröhlichem Geplauder + gedenken auch des Turnermüeti. Bringen Morgen Abend 7.40 Lorbeer + grüssen vorläufig herzlich!» Unterschriften haben die Vereinsmitglieder, bekannte Namen!




1903–1920 auf dem Bären: Arnold Christian und Margaritha Steutler-Schindler.

lich davon, leicht erhöht auf einem künstlichen Hügelchen, ein sechseckiger Pavillon mit spitzem Dach. Dieses lauschig-romantische Häuschen war umgeben von einem Wald aus jungen Tännchen. Dazu passt, was uns von Christian Stettler erzählt wird: er sei ein überaus fröhlicher, jovialer Wirt gewesen, der sich der Sympathie aller erfreute. Später zog er weg und wurde Hotelier in Faulensee, zuletzt führte er in Sigriswil eine Pension für Feriengäste. Wieder betritt eine neue Generation die Szene. Hans Läderach, Neffe von Christian Stettler, Küchenchef, war in Worb aufgewachsen. Lina Lanz (genannt Bäre-Marie) stammte aus Langenthal. Im Bären Oberdiessbach, bei gemeinsamer Arbeit, lernten sie sich kennen. Sie heirateten 1920 und konnten am 15. März dieses Jahres den Bären übernehmen. Gemeinsam bewahrten und mehrten sie das überkommene Erbe und brachten den Bären zu schönster Blüte. Von den baulichen Verbesserungen wollen wir die Norderweiterung der Gaststube erwähnen, die Renovation des 1900 erstellten Saals und gleich-



Ein «Bärenkreis», wie er schon vor hundert Jahren bestand. Das Bild wurde aufgenommen im alten Telefonstübli neben der Gaststube, Silvester 1904. «Des Jahres Becher werden leer, ein Stündlein, und kein Tropfen mehr blieb stehn in den Pokalen...» Hier feiern (v.l.): Hermann Vogt, Christian

Stettler, Gottfried Neuenschwander, Ernst Vogel, Dr. Paul Schüpbach u. evtl. Fritz Geissbühler. Es sind Unternehmer, Lehrer, der Arzt, der Wirt. Allesamt dem Fortschritt verpflichtet, Pioniere, jeder auf seinem Gebiet. Dazu gehört auch der Fotograf, Hermann Vogel.



GASTHOF
zum
BÄREN
OBERDIESSBACH

A.C. STETTLER
PROPR.

den 23. März 1911.

Note für die Gesangsvereine & Turnverein O'Diessbach.

		Fr.	Ct.
1911.	Rücklass den 1. und 2. Akt im Bären		
März	19. 56 eingekaufte Wein für den Kuchentisch	à 1.50	84.-
	13 Liter Wein zum Kuchentisch serviert	à 1.40	18.20
	1 Abend u. b. (Kuchen)		1.50
		Fr.	103.70
			100.-

Bauhauspflicht
16. April 1911. A.C. Stettler.

Rechnung vom 23. März 1911 für die Gesangsvereine und den Turnverein. Ein Nachtessen kostete Fr. 1.50, ein Liter Wein Fr. 1.40.

zeitig den Anbau der Kegelbahn im ersten Stock. (Eine solche hatte bisher im Freien bestanden; das Kegelhäuschen vor dem Garten wurde noch lange als Einstell- und Rüstraum benutzt.) Der Gasthof war weit herum berühmt. Die Wirtsleute mit ihren Hilfskräften hatten bisweilen an Festtagen wie Neujahr, Ostern, Pfingsten, Bettag und

an Tauffesten weit über 100 Personen zu verpflegen, bei vollem Saal mochten es 150 sein. – Die Krisenjahre brachten auch für das Gastgewerbe einen Rückgang, und während des Krieges schufen die Einberufung zum Aktivdienst, militärische Einquartierungen und die Lebensmittelrationierung neue Schwierigkeiten. Da verstarb, mitten in der ersten und bösen Zeit, am 9. Mai 1943 Hans Läderach im Alter von 49 Jahren. Der Schlag, der die Familie und den grossen Freundes- und Bekanntenkreis betraf, war nachhaltig,



Oberdiessbach - Gasthof zum Bären

A. C. Stettler



G. LIECHTI AMATEUR-
PHOTOGRAPH
SCHREINER, HÄRDELI, OBERDIESSBACH

Oben: Blick in die Trinkhalle, Ort für die Kurgäste und stimmungsvolle Feste. Gebaut 1903 und ausgeschmückt im Zeitstil. «Zweiundzwanzig Schilde blitzen...» (Gonfried Keller). Längs der Nordwand waren die Kantonswappen in historisierender Form aus Karton aufgereiht.

Unten: Eine Zigeunergruppe aus Diessbacher Theaterleuten. Die Aufnahme mag rund hundert Jahre alt sein. Das künstliche Hügelchen mit Pavillon wurde irgendwann nach 1960 wieder abgetragen, um Platz für zusätzliche Gartentische zu gewinnen.

KONZERT

der Gesangvereine und der Musikgesellschaft Oberdiessbach

" unter Mitwirkung des Orchestervereins "

Sonntag, den 3. März 1912, nachmittags 1½ Uhr und
abends 8 Uhr im Gasthof z. „Bären“ in Oberdiessbach

PROGRAMM

1. Militärkameraden, Marsch, Musikgesellschaft . . . M. E. Rascher
2. Gott grüsse dich, mein Heimatland, Männerchor C. Attenhofer
3. Glückshoden, Walzer, Orchester J. Richardy
4. Wonne des Malen, Gemischter Chor R. Wiesner
5. Frühlingsgesang, Fantasie, Musikgesellschaft . . J. Lebet
6. Morgen, Frauenchor-Quartett mit Klavierbegl. . Fr. Hegar
7. Horch auf, du träumender Tannenforst, Männerchor G. Angerer
8. Wilja-Lied, Gem. Quartett mit Orchesterbegleitung Fr. Lehár
9. Serenade, Musikgesellschaft J. Köhler
10. Tanzlied, Männerchor V. Andraec
11. Zur Sonnenwende, Gemischter Chor E. Pfister
12. Hott durchs Leben, Marsch, Orchester A. Merzdorf

's Babeli vom Zürisee Schwank in 1 Akt
von Ulrich Farnet

PERSONEN: Witwe Melthal Witwe Müllenthal
Berta, ihre Tochter Schoggi, ihr Sohn
Edi Müller, ein Student De Herr Kantonsrat

Ort der Handlung: Landütz bei Frau Meerkal — Zeit: Gegenwart, Sommer

Eintrittspreise: Num. Platz Fr. 1.50; übrige Plätze
1 Fr., Kinder nachm. 30 Cts. - Kasseneröffnung ½ Stde. vor Beginn

Nach dem Abendkonzert gemütl. Vereinigung der Konzertbesucher
Zu zahlreichem Besuche laden freundlich ein Die Vereine.

Eines der vielen noch vorhandenen Veranstaltungsprogramme. Es gibt einen guten Einblick in das vielgestaltige Vereinsleben im Dorf vor dem Ersten Weltkrieg.

gross die Trauer um den eher stillen, lieben Menschen. Dann wiederholte sich, was zwei Generationen früher der Fall gewesen war: Die Witwe trat in die Lücke, gewandt und gut eingearbeitet, mit ähnlichen Wesenszügen begabt wie seinerzeit das Bäre-Müeti. Frau Läderach führte mit Schaffenskraft und Überblick das Zepter. Der einfache Gast galt ihr stets soviel wie der vornehme, und im stillen hat sie viel Gutes getan. Nicht nur ihre

Familienangehörigen, auch die vom Leben Benachteiligten durften ihre Zuwendung erfahren, Bäre-Doufeli, Bäre-Lisi und andere, Hausbur-schen und Küchenmädchen, die ihr halbes oder ganzes Leben im Bären verbrachten. Sohn Christian und seine Frau Greti Läderach-Streun übernahmen die Nachfolge. Vereint trugen sie den guten Namen weiter, allbekannt waren die fein zubereiteten Platten. Das Haus wurde auch gerne aufgesucht wegen verschiedener Spezialitäten. «Stets Forellen» stand auf der Karte, und in einem grossen Steintrog schwammen in durchlüftetem Frischwasser immer eine



Links oben: Köchin und Saaltochter vom Bären. Die Retou-chen sind kaum zu erkennen, die der Fotograf an der Taille der beiden vorgenommen hat, um recht schlanke Mädchen zu machen.

Links unten: Bäre-Doufeli, Adolf Zürcher. Er lebte lange Zeit als Hausbursche im Bären. Im Alter kam er noch zu Geld und wurde in der Altersabteilung des Krankenhauses aufmerksam umsorgt. Man sah ihn oft im östlichen der beiden Gartenhäuschen sein Pfeifchen rauchen. Doufeli starb 1943, wie sein Meister. Die beiden Gräber auf dem Friedhof Haslifeld lagen unmittelbar hintereinander.

ausreichende Anzahl davon. Neu und besonders geschätzt war Christians «Riz Casimir». So wie die junge Frau in Gaststube und Saal zum Rechten sah und falls nötig auch übermütige Gäste in die Schranken wies, war sie freundlich gegen jedermann, nahm sich in grosser Güte ihrer einfachen Angestellten an; alle durften in gesunden und kranken Tagen Anteilnahme von beiden Bären-Frauen erfahren.



Bäre-Lisi, Elise Wyss, Hausangestellte. Seine alten Tüge verbrachte das taubstumme Lisi mit Strickarbeiten in einem schatteseitigen Dachstübchen an der Kirchgasse. Trotz ihrer Behinderung war sie stets gut aufgelegt. Zur Verständigung mit ihren Besucherinnen diente ein Schiefertäfelchen mit Griffel. Lisi starb 1953.



Die zwei Generationen der Wirtfamilie Läderach. Hans und Lina, genannt Marie, mit den Kindern Hans, Käthi (nachmals Frau Tschanz), Christian und Lotti (nachmals Frau Ryter). Aufnahme 1937. Die Kinder halfen im elterlichen Betrieb, bis sie auszogen und eigene Familien gründeten. Auf Käthis kräftigen und kundigen Einsatz konnten die Wirtsleute auch nachher noch zählen, zunächst Mutter Marie, dann auch Bruder Christian und Schwägerin Greti Läderach-Streun.

Vereine und Familien

Werfen wir noch einmal einen Blick zurück auf Beginn und erste Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die Dorfbevölkerung, obwohl fähig, grosse Feste zu feiern, blieb in aller Regel genügsam. Es bestand noch nicht das Bedürfnis, geschweige denn der Zwang, feiertags wegzufahren, auch nicht gross die Möglichkeit dazu. Allenfalls zog man mit Ross und Wagen (oder Schlitten) in die Umgebung, und in gleichem Mass etwa hielten Auswärtige bei hiesigen Gaststätten an.

Das Vereinsleben stand auf seinem Höhepunkt. In einem Dorf mit einer Bevölkerungszahl von

kaum 1300 bestanden nebst anderen allein fünf oder sechs musikalische und Gesangsvereine. Das scheint etwas viel und war nur möglich mit Doppelmitgliedschaften einzelner und auch dadurch, dass fähige Mitglieder wichtige Chargen in mehreren Vereinen gleichzeitig bekleideten, und zwar nicht nur vorübergehend, sondern zehn, zwanzig und dreissig Jahre lang. Der Wirt war in der Regel auch dabei. Hans Läderach etwa war gerne gesehen in Turner-, Sänger-, Schützen- und Jägerkreisen, dazu Kavallerist. Das wirkte sich natürlich auch auf entsprechende Berücksichtigung der Wirtschaft aus. Der Bären in seinem zweckmässigen Ausbau, mit Haupt- und Nebenräumen, Saal, mit Garten und Umgebung, bot den idealen Rahmen für kleinere und grössere Anlässe jeder Art.

Es soll hier festgehalten werden, dass auch die andern Diessbacher Gaststätten am Vereinsleben Anteil hatten, neben dem Bären vor allem der Löwen. Es gab Vereine, die für ihre Veranstaltungen zwischen diesen beiden abwechselten, so die



Musik, bestehend seit 1860, und die Jodler. Die Feldschützen und der Orchesterverein waren vorwiegend im Löwen, der Männerchor Frohsinn und die Turner fast ausschliesslich im Bären zu Hause, desgleichen die Militärschützen. Das Vereinslokal für den Arbeiter-Sängerbund war im Sternen (seit 1947).

Nebst den Wirtsfamilien und Einzelpersonen sind es die Vereine, die Geschichte und Legenden eines Gasthauses prägen. Der Turnverein, gegründet 1884, hielt zunächst seine Treffen im Oberstock des Bären ab, denn bis 1911 bestand im Dorf noch keine Turnhalle. Als solche diente, wenn nicht im Freien geturnt werden konnte, der Bärenschopf. Im Winter wurde es bitterkalt, denn eine Heizung war nicht möglich. Zum Reckturnen musste die Stange, so wird heute noch berichtet, an einem Feuerchen vorgewärmt werden. Von den vergnüglichen Geschichten, die sich später und in weniger harten Zeiten etwa im Turnerstübli abspielten, ist schon oft erzählt worden. Bevorzugtes Gastrecht genoss ebenfalls der seit

Der Bärensaal. Beim Betrachten des Bildes werden sich viele an ihre Konfirmations- und Hochzeitsfeier erinnern, vielleicht auch an eine Grebt. Grosse Dorfanklässe fanden ebenfalls hier statt. In Glaskästen an der Wand hingen die Vereinsfahnen. Schulen hielten ihre Schlussveranstaltungen im Bären oder Löwen ab.

1829 bestehende Männerchor, der seine Übungen im Säli abhielt; Wandschränklein und Wandschmuck wiesen den Raum sozusagen als ihm gehörig aus. Zum festen Brauchtum gehörten die fröhlichen Altjahrsabende, unvergesslich bleiben das Neujahrssingen, sodann die Sänger- und Musiktage in der Bärenhofstatt. Wenn die Sänger von auswärts heimkehrten, stand im Bären ein kräftiges Erbsmus bereit. – Es ist nicht möglich und auch nicht nötig, alle die Vereinsdarbietungen, Theaterraufführungen, Turnvorstellungen, Familienabende und die anschliessenden Tanzveranstaltungen einzeln aufzuzählen. Tanz gab's jeweils auch am 2. Januar, abwechselnd zwischen Bären und Löwen, mit einer Musik von Thun.



Eines der vielen Theater, die im Bären aufgeführt wurden, war das berndeutsche Sagenspiel mit Gesang «Blüemlisalp» von Fritz Gribi, Lehrer im Nachbardorf Stalden, 1950 von Mitgliedern der Musikgesellschaft mit ihren Frauen auf die Bühne gebracht. Der Jüngling hinten im Zentrum, mit der Bassgeige, ist Hans Ulrich Wüthrich, der spätere Dirigent.

Mehrere Personen erkennen wir noch, andere sind durch Bärte, Theaterfarbe und Kleidung unserer Identifikation entzogen. Junge Leute, auf Alt geschminkt, wenn auch nicht so, wie sie das Leben dann selber zeichnete. Zum Zeitbegriff: Die zwei Bueble vorn an der Rampe, Röbi Galli und sein Cousin Oti, werden heuer 74 resp. 77 Jahre alt.

So war's früher. Wandel im Vereinsleben und im Freizeitverhalten, neue Angebote und der Sog von auswärts betreffen die ganze Gesellschaft, alle Gaststätten und nicht nur den Bären. Das trifft auch für die Entwicklung im Alltag zu. Daher sei auch diese kurz beleuchtet.

Gewohnheit und Gastwirtschaft im Wandel

Zentrum der Gasthäuser landauf und -ab war und ist der Runde Tisch in der Gaststube. Hier treffen sich die einheimischen Stammgäste, hier werden Neuigkeiten und Erfahrungen ausgetauscht aus Politik, Geschäftsleben, Landwirtschaft, Industrie und Alltag. Das war im Bären nicht anders. Persönlichkeiten kamen und gingen, Generationen

lösten sich ab, die Institution der Tischrunde bestand weiter. Aber auch die Gäste, die zu essen wünschten, blieben nicht dieselben. Fuhrleute wurden allmählich abgelöst von Lastwagenchauffeuren, und die brachten andere Ansprüche mit. Wer wiederkam, vielleicht im Dorf Arbeit hatte, erhielt bald seinen Platz regelmässig am selben Tisch oder wurde gar im Turnerstübli bedient. Dies war der Fall bei neu gewählten und ledigen Lehrern, die sich da in kleiner Gruppe zusammenfanden. Am Mittagstisch ergaben sich Gespräche zu Schulthemen, zur Zusammenarbeit zwischen Primar- und Sekundarschule, Vorschläge wurden ausgeheckt hinsichtlich gemeinsamer Veranstaltungen auf hiesigen Bühnen.

So wie alles sich wandelt, wechselten auch die Ess- und Trinkgewohnheiten. Um die Mitte des 20. Jahrhunderts kam allmählich der Tellerservice auf, vorher wurden fast ausschliesslich Platten serviert. Bier wurde zuzeiten offen ausgeschenkt, vorübergehend nur in Flaschen, hell und dunkel, zuletzt konnte der Gast wählen. Flaschenweine blieben zumeist besonderen Anlässen vorbehalten. Endlich waren alkoholfreie Getränke zu haben, Süssmost, bunte Weissenburger oder andere Mineralwasser, spätestens dann, als die hiesige Mosterei eigene Marken abfüllte, Fruchtsäfte oder Aromen in Diessbacher Quellwasser. Es gab sich nun auch, dass Frauen in die Wirtschaften traten, erst zaghaft, dann mit zunehmender Selbstverständlichkeit, zu einem Tee oder Kaffee. Von da zur regelmässigen Beanspruchung von Jassdeckeli und Karten durch die Frauen war es nun nicht mehr weit.

Jetzt suchten auch Jugendliche die Gaststube auf, selbstbewusst. Sie kamen, nahmen Besitz vom Zentrum und blieben. Triumphierend bemerkte eine Mutter zu den Wirtsleuten: «Itz sy üser Junge am runde Tisch – u d'Here hocke i de Egge.»

Zwischenspiel, neuer Aufschwung und Schluss

Auch im Bären wusste man Schritt zu halten, konnte und musste sich auf neue Gegebenheiten einspielen und die neuen Bräuche mitgestalten. Mit der Zeit aber wurde der anstrengende Wirteberuf für Greti und Christian Läderach zu schwer, um so mehr, als sich zunehmend gesundheitliche Probleme bemerkbar machten. Trotz Mithilfe von Mutter Marie und Schwester Käthi Tschanz-Läderach musste der Verkauf des Gasthofes erwogen werden. Das Bedauern über diese Entwicklung war allgemein, die guten Wünsche für die Betroffenen ebenso.

Am 4. August 1975 trat die Familie Klaus Ducret-Metzener die Nachfolge an, und im Dezember wurde die Stallbar eröffnet. Als gelernter Maurer hatte K. Ducret wichtige Arbeiten selber ausführen können. Das neue Lokal erfreute sich regen Zuspruchs, es war und ist im ehemaligen Pferdestall untergebracht. Daher der Name.

Wenig später, 1978, wurde der Bären von Ernst und Rosmarie Rizzi-Hadorn übernommen. Mit

ihnen und ihrer Familie begann nochmals eine gute Zeit. Wieder wurde gut gepflegt, kleine und grosse Anlässe zur Zufriedenheit der Gäste durchgeführt, Vereine konnten ihre Veranstaltungen abhalten. Wieder sind Höhepunkte zu verzeichnen. Die Weihe der neuen Fahne des Männerchors am 30. April 1983 scheint uns, im nachhinein betrachtet, wie ein letztes Aufbäumen eines bereits im Niedergang befindlichen Vereins. Trifft das auch für den Wirtschaftsbetrieb zu? Nein, nichts deutete vorerst auf ein Ende des Gasthofs hin. Erst 2008, nach über 30 Jahren erfolgreicher Wirtetätigkeit, übergaben Rizzis den intakten Betrieb ihrem Enkel Michel. Von aussen besehen lief alles fugenlos weiter, aber nach Jahresfrist, am 19. August 2009, ging der Bären zu.

Umschau und Rückblende

Die dem Dorf verbleibenden Gaststätten liegen längs der Burgdorf-Thun-Strasse: der *Sternen*, der *Löwen*, die *Pizzeria Da Mamma* (in den Räumen des ehemaligen Café Hugo, vormals Kaffeezübli Hofer), und schliesslich seit 2009 in der alten Mosterei das *Café Bistro Moschi*. Dieses wird ebenfalls gerne aufgesucht, an vorteilhafter Verkehrslage, in einer Umgebung guter neuer Geschäfte, Praxen, Wohnungen. Das Bistro liegt übrigens in Sichtweite der einstigen Kaffeehalle Baumann (bis um 1915, im Haus Eicher). So schliesst sich auch hier ein Kreis, und ein neues Kapitel hat begonnen. – Ums Bären-Gebäude ist's indessen nicht still geworden. Hör- und sichtbar wird daran gearbeitet, innen und aussen. Wieder geöffnet ist die *Stallbar* (Stand Juli 2012).

Was weiter aus dem Bären werden soll und wird, ist nicht mehr Gegenstand der vorliegenden Betrachtungen. Wir wollten mit euch noch einmal zurückblicken. Und wie einzelne der hier beigedruckten Bilder schon halb verblasst sind, so entschwindet manch liebe Erinnerung allmählich unserem Bewusstsein, und vieles ist längst vergessen.

«Sang und Klang verhallten,
verweht sind die Gestalten,
und alles war ein Traum.»

